



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Peircesche Semiotik und Translation
– eine aktuelle Bestandsaufnahme“

verfasst von / submitted by

Marija Ivanović, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 065 363 342

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Dolmetschen
Bosnisch/Kroatisch/Serbisch - Englisch

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Gerhard Budin

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	i
0. Einleitung.....	1
1. Der Zusammenhang zwischen Translation, Text und Semiotik.....	3
1.1. Translationsdefinitionen.....	3
1.2. Gegenstand der Translation: Texte.....	5
1.2.1. Textdefinitionen.....	5
1.2.2. Text definiert durch das Kohärenzkriterium: eine semiotische Perspektive.....	6
2. Die peircesche Zeichentheorie.....	7
2.1. Die Kategorien: Erstheit, Zweitheit, Drittheit.....	8
2.2. Drei Arten des logischen Schließens: Abduktion, Induktion, Deduktion.....	10
2.3. Pragmatizismus.....	14
2.4. Das peircesche Zeichen: Umfang und Merkmale.....	16
2.4.1. Der Umfang des Zeichenbegriffs.....	16
2.4.2. Merkmale eines Zeichens als Zeichenprozess.....	17
2.5. Drei Arten von Zeichen.....	18
2.6. Das Objekt.....	19
2.7. Die Verbindung zwischen Zeichen und Objekt.....	21
2.8. Der Interpretant.....	22
2.9. Semiose: die triadische Handlung des Zeichens.....	26
3. Translation aus Perspektive der peirceschen Semiotik.....	27
3.1. Die drei jakobsonischen Arten der Translation aus peircescher Perspektive.....	27
3.1.1. Drei Formen der Translation eines sprachlichen Zeichens.....	28
3.1.2. Rekapitulation der Zeichenkategorien.....	29
3.1.3. Intralinguale Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet.....	30
3.1.4. Interlinguale Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet.....	31
3.1.5. Intersemiotische Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet.....	33
3.1.6. Translationsprozesse und Informationsgewinnung als evolutionäre Prozesse.....	37
3.1.7. Informationsverlusten entgegenwirken: Translation als triadischer Prozess.....	39
3.2. Äquivalenz.....	41
3.2.1. Äquivalenz in der Translationswissenschaft und in der peirceschen Semiotik.....	41
3.2.2. Die Frage nach Äquivalenz zwischen Original und Translat aus semiotischer Perspektive betrachtet.....	42
3.2.3. Äquivalenz auf den Ebenen der drei peirceschen Universalkategorien.....	43
3.2.3.1. Äquivalenz auf Ebene der Erstheit.....	43
3.2.4.2. Äquivalenz auf Ebene der Zweitheit.....	44
3.2.4.3. Äquivalenz auf Ebene der Drittheit.....	46
3.3. Der Translationsprozess und seine Phasen.....	47

3.3.1. Der Translationsprozess als mehrstufiges Verfahren in der Translationswissenschaft	48
3.3.2. Der Translationsprozess als Entwicklung der drei logischen Interpretanten	51
3.3.3. Die Rolle des Translators im Translationsprozess	53
4. Semiotranslation	59
4.1. Text-Zeichen: Geburt, Leben und/oder Sterben im semiotischen Prozess	61
4.2. Translationsprozesse als Bedeutungsnetze	66
5. Translation und Modifizierungen	66
5.1. Zielttexte im Fokus	67
5.2. Mögliche Modifizierungen in Translationsprozessen	68
5.3. Der Weg zur Manipulation von Translaten aus peircescher Perspektive	69
5.3.1. Bild, Diagramm, Metapher – drei Arten von Ikonen und drei Ebenen der Translation	70
5.3.1.1. Das Bild-Zeichen	71
5.3.1.2. Das Diagramm-Zeichen	72
5.3.1.3. Das Metaphern-Zeichen	73
5.3.2. Möglichkeiten der ideologischen Manipulation	74
6. Abduktive Translation	77
6.1. Translationswissenschaft und Intuition	77
6.2. Textlinguistik, Formalisierung und Intuition	78
6.3. Abduktion: Ein mögliches Erkenntnisverfahren	79
6.4. Abduktion angewandt auf Translationsprozesse	81
6.5. Abduktion in der Translation: wissenschaftliche und künstlerische Kreativität	83
6.6. Das dreistufige abduktive Verfahren des Translators	84
7. Translate in semiotischen Beziehungen	87
7.1. Translate als Elemente einer semiotischen Kette	87
7.2. Translate: durch drei Beziehungen innerhalb eines Zeichens determiniert	89
7.3. Das Translat als Resultat zweier Zeichenfunktionen	91
7.4. Translation: Inferenzziehung statt Äquivalenzpostulat	94
8. Schlussfolgerung	97
9. Bibliographie	100
Kurzfassung	106
Abstract	107
Lebenslauf	108

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Eine Reihe von Translaten, die von einem Original ausgehen (Steconci 1994:164)	88
Abbildung 2: Translate als Elemente einer endlosen Textreihe (Steconci 1994:164)	88
Abbildung 3: Das Translat als dreifache Zeichenbeziehung (Steconci 1994:166)	90
Abbildung 4: Die Beziehung r_1 und r_2 sollen sich entsprechen (Steconci 1994:168)	91
Abbildung 5: Die zwei Aufgaben des Interpretanten in der Zeichenbeziehung (Steconci 1994:169)	92
Abbildung 6: Die am Objekt orientierte Darstellung der Funktion des Interpretanten (Steconci 1994:169)	92
Abbildung 7: Die an der Zeichenbeziehung orientierte Darstellung der Funktion des Interpretanten (Steconci 1994:170)	93

0. Einleitung

Die peircesche Zeichentheorie ist eine abstrakte Zeichentheorie, die sich nicht auf sprachliche Zeichen beschränkt. Sie kann daher als Matrix dienen, auf deren Grundlage Translationsprozesse analysiert werden können. Unterschiedlichste Formen der Translation wie sie für die Translationswissenschaft immer relevanter werden (vgl. Gerzymisch-Arbogast 2005:5), können dadurch erfasst werden. Dazu gehören auch Prozesse, an denen unterschiedliche Medien beteiligt sind. (vgl. Steconi 2004:17). Ziel dieser Arbeit ist es, zu analysieren, wie die peircesche Zeichentheorie auf für die Translationswissenschaft relevante Fragen angewandt wurde.

Im ersten Kapitel der Arbeit sollen Translationsdefinitionen betrachtet werden, um zu zeigen, dass es sich bei Translation um einen Zeichentransfer zwischen unterschiedlichen Zeichensystemen handelt. Gegenstand der Translation sind prototypischerweise sprachliche Zeichen, die sich in Texten manifestieren. Daher sollen danach Textdefinitionen betrachtet werden. Es wird dabei ein weitgefasster Textbegriff, der unterschiedliche semiotische Zeichen umfassen kann, gefunden. Anschließend wird anhand des Textualitätskriteriums der Kohärenz die Schnittstelle zwischen Text, der in seinen unterschiedlichsten Ausprägungen Gegenstand der Translation ist, und Semiotik beleuchtet.

Im zweiten Kapitel werden die Grundlagen der peirceschen Zeichentheorie vorgestellt: die Wahrnehmungskategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit und die drei Arten des logischen Schließens. Außerdem werden der peircesche Zeichenbegriff und der Prozess der Semiose betrachtet.

Ab dem dritten Kapitel wird dargestellt, wie die peircesche Zeichentheorie auf für die Translationswissenschaft relevante Fragen bisher angewandt wurde. Die drei jakobson-schen Arten der Translation werden vorgestellt und es wird untersucht, wie sie aus einer peirceschen semiotischen Perspektive analysiert wurden. Anschließend wird auf die Frage nach den möglichen unterschiedlichen Formen von semiotischer Äquivalenz, die sich in Translationsprozessen manifestieren kann, eingegangen. Daraufhin wird der Translationsprozess, der in der Translationswissenschaft häufig als mehrstufiges Verfahren dargestellt wird, als Abfolge der drei peirceschen logischen Interpretanten analysiert. Es wird außerdem die Rolle des Translators aus peircescher Perspektive dargelegt.

Das vierte Kapitel widmet sich dem von Gorrée (1994:226) geprägten Begriff der „Semiotranslation“, der unterschiedlichste semiotische Translationsszenarien umfassen kann. Interlinguale Translationsprozesse können dabei auch herangezogen werden, um Informationen über andere semiotische Translationsprozesse zu erhalten. Daher wird das Text-Zeichen im semiotischen (Translations-)Prozess untersucht und analysiert, wie es sich beständig weiterentwickelt.

Kapitel fünf widmet sich der Frage, welche Möglichkeiten für Modifizierungen in Translaten gegeben sind. Aus einer peirceschen zeichentheoretischen Perspektive wird betrachtet, was durch die unterschiedlichen Arten von ikonischen Zeichen über die *Realität*, den Translationsprozess und das Translat gesagt werden kann. Es wird außerdem analysiert, welche Möglichkeiten zur Manipulation eines Translats bestehen.

In Kapitel sechs wird erörtert, welche Rolle die Intuition in der Translationswissenschaft bisher gespielt hat, um anschließend die peircesche Abduktion als logisches Verfahren, das den Ansatz für neue Erkenntnisse bietet, vorzustellen und als einen der ersten Schritte im Translationsprozess zu betrachten. Es wird analysiert, wo Translation im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Kreativität anzusiedeln ist. Es wird außerdem dargestellt, wie der abduktive Prozess beim Translator vonstattengeht.

Im siebten Kapitel werden Translate als Bestandteile von semiotischen Beziehungen betrachtet und damit als Teil eines endlosen Zeichenprozesses. Translate werden in diesem Kapitel als durch die drei Zeichenbeziehungen innerhalb eines peirceschen Zeichens und als durch zwei Zeichenfunktionen bestimmt beschrieben. Abschließend wird Äquivalenz als Inferenzziehungsprozess dargestellt.

1. Der Zusammenhang zwischen Translation, Text und Semiotik

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, dass es sich bei Translationsprozessen um einen Transfer von Zeichen handelt, dessen Gegenstand üblicherweise sprachlicher Natur ist und sich in Texten manifestiert. Es soll daraufhin untersucht werden, was der Textbegriff umfassen kann und welche Textualitätskriterien erfüllt sein müssen, damit ein Text als Text gilt. Im Anschluss soll gezeigt werden, dass Kohärenz als kognitives Textualitätskriterium in einer peirceschen semiotischen Perspektive auf den Zeichenprozess enthalten ist.

1.1. Translationsdefinitionen

Es gibt eine Vielzahl von Translationstheorien und Translationsdefinitionen, die sich weiterentwickeln und zu denen immer wieder neue hinzukommen. Im Folgenden soll untersucht werden, was Translationsdefinitionen als den Gegenstand und Rahmen der Translation erkennen, welche Aspekte diesen Definitionen gemeinsam sind und ob sie als semiotischer Transfer gesehen werden können. Ähnlich wie in Gerzymisch-Arbogast (2005) sollen dafür Translationstheorien herangezogen werden, die sich aus einer distanzierten Perspektive Überblick über die Komponenten des Translationsprozesses verschaffen.

Catford definiert folgendermaßen:

„Translation may be defined as follows: the replacement of textual material in one language (SL) by equivalent textual material in another language (TL).“ (Catford 1965:20, Hervorhebungen im Original)

sieht drei Formen der Translation:

- „1 Intralingual translation or rewording is an interpretation of verbal signs by means of other signs of the same language.
- 2 Interlingual translation or translation proper is an interpretation of verbal signs by means of some other language.
- 3 Intersemiotic translation or transmutation is an interpretation of verbal signs by means of signs of nonverbal sign systems.“ (Jakobson 1959:127, Hervorhebung im Original)

Translation ist für Kade der Oberbegriff für

„den Prozeß (Vorgang), der mit der (akustisch-phonetischen oder optisch-graphischen) Aufnahme des AS-Textes beginnt und mit der (motorisch-phonetischen oder graphischen) Wiedergabe des ZS-Textes endet und dessen wichtigsten Bestandteil der Kodierungswechsel, d.h. die Umschlüsselung eines gegebenen Textes aus dem Kode AS in den Kode ZS, bildet“ (Kade 1968:33, Hervorhebungen im Original).

Nida & Taber erklären:

„Translation consists in reproducing in the receptor language the closest natural equivalent of the source-language message, first in terms of meaning and secondly in terms of style.“ (Nida & Taber 1969:12)

Reiß & Vermeer definieren:

„Translation ist ein Informationsangebot in einer Zielkultur und deren Sprache über ein Informationsangebot aus einer Ausgangskultur und deren Sprache.“ (Reiß & Vermeer 1984:105)

Ähnlich wie in Gerzymisch-Arbogast (2005) fassen diese Translationsdefinitionen den Gegenstand des Translationsprozesses mal weiter, mal enger, sodass dieser von „Textmaterial“ (Catford 1965) bzw. „Text“ (Kade 1968) über „Zeichen einer Sprache“ (Jakobson 1959) zu „Nachrichten“ (Nida & Taber 1969) bis hin zu „Informationsangeboten“ (Reiß & Vermeer 1984) reicht.

Trotz des unterschiedlichen Umfangs der Gegenstände der Translation ist allen diesen Translationsdefinitionen gemeinsam, dass es sich bei Translation immer um einen Transfer von Zeichen aus einem ersten Zeichensystem handelt, die das Anliegen eines Senders darstellen, das einem Empfänger durch Zeichen eines zweiten Zeichensystems mit einem bestimmten Zweck vermittelt werden soll. Der Modus kann dabei von mündlich bzw. auditiv zu schriftlich wechseln. Das Original manifestiert sich in einem Medium 1 und die Translate in einem bis mehreren weiteren Media (vgl. Gerzymisch-Arbogast 2005:4f.).

In der Realität können sich diese angeführten Perspektiven, die unter dem Begriff „Multidimensional Translation“ (Gerzymisch-Arbogast 2005:5) zusammengefasst werden, auf unterschiedlichste Translationsprozesse beziehen. So gehören Translationsprozesse, bei denen der Modus von Sprechen zu Schreiben wechselt, wie etwa beim Untertiteln, ebenso dazu wie das Vom-Blatt-Dolmetschen oder auch ein Wechsel vom Visuellen zum Gesprochenen wie bei der Audiobeschreibung. Hinzu kommen andere Formen der Translation, bei denen es zu einem Wechsel zwischen Modi und semiotischen Systemen bzw. Zeichen kommt (vgl. Gerzymisch-Arbogast 2005:5). Multidimensional Translation kann daher definiert werden als

„form of translation which transfers – with a specific purpose – a speaker or hearer’s concern expressed in a sign system 1, formulated in a medium 1, via the same medium or a medium 2 or a combination of media into another sign or semiotic system 2“ (Gerzymisch-Arbogast 2005:5).

Gegenstand der Translation können also unterschiedliche Arten von Zeichen sein, seien diese sprachlicher oder anderer, nicht-sprachlicher Natur. An der Kommunikation mittels Translation sind immer Menschen beteiligt, deren Anliegen durch Zeichen in unterschiedlichen Zeichensystemen vermittelt werden.

Bei den genannten Translationsprozessen handelt es sich prototypisch um Translationsprozesse von sprachlichen Zeichen. In welcher Form sich sprachliche Zeichen in der zwischenmenschlichen Kommunikation manifestieren, soll im nächsten Kapitel analysiert werden.

1.2. Gegenstand der Translation: Texte

Dieses Unterkapitel widmet sich Definitionen des Begriffs *Text*, um zu zeigen, dass auch hier unterschiedliche semiotische Systeme beteiligt sein können. Es wird der Frage nachgegangen, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit ein Text als solcher gilt und über das Textualitätskriterium der Kohärenz wird dann die Verbindung zur peirceschen Zeichentheorie hergestellt.

1.2.1. Textdefinitionen

Eine Reihe relevanter Textdefinitionen ist in Vater (2001³:14-21) zu finden. Wawrzyniak (1980 zit. in Vater 2001³:14, Hervorhebung in Vater) definiert:

„Kommunikation erfolgt durch Texte, die zwischen den Kontaktpartnern (Sprecher und Verstehender, Schreiber und Leser) ausgetauscht werden. Unter Texten verstehen wir hier sowohl schriftliche als auch mündliche Äußerungen, die unterschiedlicher Länge sein können: von einem Ein-Wort-Text bis zum Gesamttext eines mehrbändigen Romans.“

Vater merkt an, dass diese Definition auch Verkehrsschilder und tierische Kommunikation als Kommunikation erachten würde (vgl. Vater 2001³:14).

Für Heinemann & Viehweger (1991 zit. in Vater 2001³:15) besteht Text aus „sprachlichen kommunikativen Signalen“. Das würde Texte aus Zeichen unterschiedlicher Zeichensysteme, etwa sprachlicher und visueller Art, nicht miteinschließen (vgl. Vater 2001:15).

Hausenblas (1977 zit. in Vater 2001³:15, Hervorhebungen in Vater) unterscheidet

- „linguale Texte (immer mit paralingualen Elementen)
- außerlinguale Texte
- gemischte Texte (mit der Dominanz von lingualen oder außerlingualen Elementen)“.

Diese drei Textarten würden Mischformen und auch nicht-sprachliche Texte wie etwa Comics miteinschließen (vgl. Vater 2001³:15).

Vater (2001³:22) befürwortet letztendlich eine prototypische Textbestimmung und sieht sie etwa in Scherner (1998) realisiert: Scherner (1998:1038 zit. in Vater 2001³:22) sieht „Text als eine[n] zusammenhängenden Verbund sprachlicher Elemente“, der für ihn als der „prototypische semantische Gehalt des T.-Begriffs“ gesehen werden kann. Diese Definition ist für Vater so weit gefasst, dass sie, wie Scherner (1998:1043 zit. in Vater 2001³:22) formuliert, auch auf „alle Hervorbringungen einer Kultur, also nicht nur sprachliche Gebilde“ angewandt werden kann. Global betrachtet kann gesagt werden, dass diese Textdefinition alle Formen der Translation, wie sie Kade (1968), Catford (1965), Jakobson (1959), Nida (1969), Reiß & Vermeer (1984) und Gerzymisch-Arbogast (2005) definieren, umfasst und darüber hinaus auch weitere nicht-sprachliche Translationsprozesse zwischen unterschiedlichen Zeichensystemen umfassen könnte.

Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Kriterien Texte zu Kommunikationsmitteln in der zwischenmenschlichen Kommunikation machen und welche Prozesse dabei stattfinden. Dazu sollen die Textualitätskriterien von Beaugrande & Dressler (1981) herangezogen werden. *Text* wird dabei anhand des Textualitätskriteriums Kohärenz definiert. Über das kognitive Textualitätskriterium der Kohärenz soll dann die Verbindung zwischen zwischenmenschlicher Kommunikation mittels *Text* und der peirceschen Zeichentheorie hergestellt werden.

1.2.2. Text definiert durch das Kohärenzkriterium: eine semiotische Perspektive

Beaugrande & Dressler definieren Text als eine kommunikative Okkurrenz, die sieben Textualitätskriterien erfüllen muss. Wenn eines dieser Textualitätskriterien nicht ausreichend erfüllt wird, gilt der Text als Nicht-Text. Er ist damit ein nicht-kommunikativer Text und kann nicht als Kommunikationsmittel eingesetzt werden (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:3).

Die sieben Textualitätskriterien, die ein Text erfüllen muss, um eine kommunikative Okkurrenz zu sein, sind Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität.

Die Kriterien Kohärenz und Kohäsion nehmen Bezug auf den Text als Material. Die fünf weiteren Textualitätskriterien sind verwender-zentriert, sie konzentrieren sich auf das während der Kommunikation stattfindende Geschehen und beziehen sich sowohl auf den Text-Produzenten als auch den Text-Rezipienten und ihre Interaktion (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:8-13).

Nach Vater (2001³:52ff.) ist es fraglich, ob alle Textualitätskriterien erfüllt sein müssen, damit ein Text ein Text ist. Damit ein Text einen kommunikativen Zweck erfüllen kann, muss vor allem das Kriterium der Kohärenz erfüllt sein (vgl. Vater 2001³:54). Kohärenz als ein die Kognition betreffendes Kriterium bezieht sich einerseits auf den Prozess der Textinterpretation und andererseits auf die Elemente, die die Textwelt konstituieren, also die Konzepte und Relationen (vgl. Vater 2001³:37).

Das Kriterium der Kohärenz bezeichnet die Verbindung auf der inhaltlichen Ebene eines Textes.

„Kohärenz betrifft die Funktionen, durch die die Komponenten der TEXTWELT, d.h. die Konstellation von KONZEPTEN (Begriffen) und RELATIONEN (Beziehungen), welche dem Oberflächentext zugrundeliegen, für einander gegenseitig zugänglich und relevant sind.“ (Beaugrande & Dressler 1981:5, Hervorhebungen im Original)

Ein Konzept ist dabei eine Konstellation von Wissen, die als Folge des Auftretens eines bestimmten Textelements relativ einheitlich und bei verschiedenen Menschen sehr ähnlich aktiviert wird. Konzepte passen sich an unterschiedliche Verwendungssituationen, also Kontexte, an. Beim Auftreten in unterschiedlichen Kontexten verändern sich die Elemente und Grenzen der Konzepte. Wenn Konzepte definiert werden, ist es somit wesentlich zu untersuchen, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Konzept in einem konkreten Fall und in wel-

cher Verbindung mit anderen Konzepten bestimmte Wissens Elemente aktiviert wird bzw. werden (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:89f.). Konzepte, die gemeinsam auftreten, werden durch Relationen verbunden. Relationen sind dabei Bindeglieder. Die Bindeglieder müssen im Text nicht immer explizit durch Elemente des Oberflächentextes aktiviert werden, sondern können auch vom Sprachbenutzer hinzugefügt werden, um den Text sinnvoll interpretieren zu können (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:5). Es wird deutlich, dass Kohärenz nicht nur durch die Textelemente, sondern vor allem durch die Aktivität der Sprachbenutzer und damit Textverwender entsteht und daher Resultat kognitiver Prozesse ist, denn durch Inferenzziehung wird eigenes Wissen hinzugefügt (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:7f.). Der Sinn eines Textes kann sich abhängig von der jeweiligen Inferenzziehung von Sprachverwender zu Sprachverwender leicht unterscheiden, jedoch gibt es eine Anzahl möglicher Inferenzziehungs-Prozesse und auch einen beständigen Inhalt, der von Text-Verwendern immer gefunden wird (vgl. Beaugrande & Dressler 1981:8).

Allgemein kann gesagt werden, dass Texte komplexe (prototypischerweise sprachliche) Zeichen sind. Das kognitive Textualitätskriterium der Kohärenz stimmt insofern mit der peirceschen Zeichentheorie überein, als es zu einer Repräsentation, das der Interpretation des Textzeichens entspricht, im Bewusstsein führt. Aus peircescher semiotischer Perspektive betrachtet, stehen daher Repräsentationen immer für etwas anderes und durch sie kommt es zu immer weiteren Bedeutungs(re)konstruktionen, die mentale Repräsentationen sind. Die dabei immer wieder neu entstehenden Bedeutungen entwickeln und verändern sich im Zuge dessen (vgl. Budin & Dressler 2016:17). Diese Überlegungen entsprechen auch den Vorgaben der peirceschen Zeichentheorie, bei der die Repräsentation – in peircescher Terminologie der Interpretant – wie im hier vorgestellten Textmodell durch Inferenzziehung gebildet wird (vgl. Dressler 2000:763).

In diesem Kapitel wurde geklärt, welche Textdefinitionen relevant für die unterschiedlichen vorgestellten Translationsdefinitionen sind. Es ist dabei deutlich geworden, dass Texte nicht ausschließlich aus sprachlichen Zeichen bestehen müssen und damit auch der Gegenstand der Translation nicht ausschließlich sprachlicher Natur sein muss. Durch die Darstellung des Textualitätskriteriums der Kohärenz, das abstrahiert auch auf nicht-sprachliche Texte und damit andere Zeichensysteme angewandt werden könnte, ist deutlich geworden, dass es einen Berührungspunkt zwischen dem Gegenstand der Translation und der peirceschen Semiotik gibt. Die peircesche Semiotik und die Konstituenten eines peirceschen Zeichens sollen im nächsten Kapitel in ihren Grundzügen vorgestellt werden.

2. Die peircesche Zeichentheorie

In diesem Kapitel werden zunächst die drei peirceschen Wahrnehmungskategorien, dann die drei Formen des logischen Schlussfolgerns – Abduktion, Induktion und Deduktion – sowie der peircesche Pragmatismus vorgestellt, um die Grundlagen für die Erklärung seines triadischen Zeichenkonzepts von Objekt, Zeichen (Repräsentamen) und Interpretant zu schaffen und Semiose als triadische Handlung des Zeichens vorzustellen.

2.1. Die Kategorien: Erstheit, Zweitheit, Drittheit

Für Peirce gründet logisches Denken in seinen drei Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit. Diese drei Kategorien entsprechen drei unterschiedlichen Realitätsmodi und postulieren, dass die Welt auf drei unterschiedliche Arten wahrgenommen werden kann (vgl. Gorlée 1994:40).

a) Erstheit: die Kategorie der unrealisierten Möglichkeit des unmittelbaren Gefühls

Die erste dieser drei universalen Wahrnehmungskategorien nennt Peirce Erstheit. Sie entspricht „unanalysed, instantaneous, immediate feeling: direct ‘suchness’ dependent on nothing else beyond itself for comprehension“ (Gorlée 1994:40, modifiziert nach Gorlée 1987:46, Hervorhebung im Original). Als Beispiel für Wahrnehmungen, die zur Kategorie der Erstheit gehören, wären akute Schmerzen, elektrische Schläge, Farbwahrnehmungen, Geräusche oder Gerüche, die intensive Reaktionen auslösen, zu nennen. Zur Kategorie der Erstheit gehören auch Eindrücke, die dem Geist (mind) aufgezwungen werden und dann seine vollständige Aufmerksamkeit beanspruchen (vgl. Gorlee 1994:40f., modifiziert nach Gorlée 1987:46). Auch „the quality of the emotion upon contemplating a fine mathematical demonstration, the quality of falling in love“, wie Peirce es formulierte (CP:1.304 zit. in Gorlée 1994:41), sind Elemente der Kategorie der Erstheit. Für Gorlée ist Firstness daher „the idea of the timeless present instant“ (Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46) und wird laut Peirce als „pure emotion of the *tout ensemble*“ (CP:1.311 zit. in Gorlée 1994:41, Hervorhebung in Gorlée), also das Gefühl der Gesamtheit, Ganzheit und Unteilbarkeit des Augenblicks, wahrgenommen, das vor dem Gedanken existiert. Elemente der Erstheit können nicht durch das Denken betrachtet oder erkannt werden (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46).

b) Zweitheit: die Kategorie des Handelns

Die Kategorie der Zweitheit erweitert die Perspektive der Erstheit von der Einheit und Ganzheit hin zum zweiseitigen Bewusstsein, das Andersartigkeit inkludiert. In der Wahrnehmungskategorie der Zweitheit zeigen sich Phänomene wie Aktion und Reaktion. Als Erfahrung der Zweitheit kann beispielsweise das Schlagen und Geschlagenwerden gewertet werden, da in dieser Erfahrung zwei Pole, das Verhältnis von Aktion zu Reaktion, zwei interagierende Elemente, Kampf und auch ein vergleichendes Moment, enthalten sind (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46). Ein Element der Erstheit entspricht einer Möglichkeit, die Wirklichkeit werden kann, wohingegen Phänomene der Zweitheit realen Tatsachen entsprechen, wie Peirce formulierte, einer „occurence ... something that *actually* takes place“ (CP:7.538 zit. in Gorlée 1994:41, Hervorhebung in Gorlée). Das Reale ist dabei „that which insists upon forcing its way to recognition as something *other* than the mind’s creation“ (CP:1.325 zit. in Gorlée 1994:41, Hervorhebung in Gorlée). Daher entspricht

Zweitheit der tatsächlichen Konfrontation mit der Realität, durch die es möglich ist, Erfahrungen zu sammeln (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46). Zur Zweitheit gehören alle praktischen Dimensionen des Lebens, die Tatsachen, die Aktivität und alles, das in der Welt ist: Telefonanrufe, einen Ball zu schießen oder auch etwas zu öffnen (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46) gehören zur Kategorie der Zweitheit. „Secondness is involved whenever we make an effort, a decision, or a discovery; or experience surprise“, konstatierte Peirce (CP:5.52 -5.58 zit. in Gorlée 1994:41). Die Kategorie der Erstheit entspricht der zeitlosen Erfahrung der Ganzheit, wohingegen Elemente der Zweitheit immer im Jetzt stattfinden, der absoluten zeitlichen und räumlichen Gegenwart. Diese basiert jedoch auf den Erfahrungen der Vergangenheit und dem Wissen, das daraus für die Zukunft gezogen wird (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:46). Peirce konstatiert „the bulk of what is actually done consists in Secondness -- or better, Secondness is the predominant character of what has been done“ (CP:1.343 zit. in Gorlée 1994:41). Zweitheit ist damit eine Kategorie der Tat.

c) Drittheit: die Kategorie regelgeleiteter Phänomene

Zur Kategorie der Drittheit gehören kontinuierliche Gefühle und Handlungen, die von Regeln geleitet werden. Diese Regeln ermöglichen, logische Zusammenhänge zu erkennen. Da jedes Denken von logischen Regeln geleitet ist, fällt das Denken in die Kategorie der Drittheit. Dieses Denken sorgt dafür, dass Gesetze geschaffen werden und geordnet wird, was vorher durcheinander und von Chaos und Zufall bestimmt war (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:47). „The thread of life is a third“, erklärte Peirce (CP:1.337 zit. in Gorlée 1994:41). Das, was der Mensch an Zusammenhang kreiert, gehört zur Kategorie der Drittheit. Die Kontinuität, das langfristige regelgeleitete Denken, das zur Kategorie der Drittheit gezählt wird, hat zum Ziel und ermöglicht es überhaupt, Zukunftsprognosen zu treffen und das Verhalten an diese Zukunft anzupassen (vgl. Gorlée 1994:41 modifiziert nach Gorlée 1987:47). Peirce beschrieb das Bewusstsein in der Kategorie der Drittheit folgendermaßen:

„This is the kind of consciousness which cannot be immediate, because it covers a time, and that not merely because it continues through every instant of that time, but because it cannot be contracted into an instant. It differs from immediate consciousness, as a melody does from a prolonged note. Neither can the consciousness of the two sides of an instant, of a sudden occurrence, in its individual reality, possibly embrace the consciousness of a process. This is the consciousness that binds our life together. It is the consciousness of synthesis.“ (CP 1.381 zit. in Gorlée 1994:41)

Alle komplexeren Gefühle wie Liebe, Hoffnung oder Mitgefühl und auch religiöser Eifer gehören zur Kategorie der Drittheit. Erkenntnisfähigkeit, Intelligenz und psychische Entwicklung sind, da sie noch stärker als das Vorherige als dem Menschen spezifisch erachtet werden, ebenfalls dieser Kategorie zuzuordnen (vgl. Gorlée 1994:41, modifiziert nach Gorlée 1987:47).

Peirce war der Überzeugung, dass sich Erkenntnis zwar nicht auf Zeichen beschränkt, da der Mensch auch Objekte kennt, die nicht bezeichnet sind, dass jedoch Erkenntnis notwendigerweise in Zeichenform stattfindet und der Mensch durch die Verwendung von Zeichen über andere Zeichen nachdenkt. Dabei zeigen die Zeichen, derer sich der Mensch beim Denken bedient, wie er Sinn aus seinen Beobachtungen entstehen lässt: „Thought-signs reflect the different ways in which we make sense of phenomena we observe“ (Gorlée 1994:42). Peirce formulierte das so: „[L]ife is but a sequence of inferences or a train of thought“ (CP:7.583; W1:494,1868 zit. in Gorlée 1994:42).

2.2. Drei Arten des logischen Schließens: Abduktion, Induktion, Deduktion

Hier soll vorgestellt werden, wie Peirce seine drei miteinander verbundenen und als Abfolge zu verstehenden Arten des logischen Schließens definierte. Jegliche wissenschaftliche Untersuchung hat Neugier auf intellektueller Ebene zur Grundlage. Es tritt etwas auf, das für den Beobachter ungewohnt und nicht direkt zu erklären ist. Der Beobachter versucht dann das Phänomen, indem er es genau beobachtet, zu verstehen und dadurch auch seine weitere Entwicklung vorherzusagen. Damit die Beobachtungen einen wissenschaftlichen Standard erhalten und seine Schlussfolgerungen objektiv sind, versucht der Beobachter, sich ein Rahmenwerk zu geben, innerhalb dessen er seine Untersuchungen verankert. Damit am Ende des Prozesses ein objektives Urteil steht, werden die Informationen über den Untersuchungsgegenstand einem Inferenzziehungsprozess unterzogen, der als dreistufiger logischer Prozess laut Peirce zu wahren Folgerungen führt (vgl. Gorlée 1994:42).

Induktion und Deduktion als Folgerungsverfahren sind gemeinhin bekannt. Peirce baute jedoch laut Gorlée (1994:42) diese Dichotomie zu einer Trichotomie aus, indem er sie um Abduktion erweiterte und neu definierte. Die peircesche Kategorisierung unterscheidet zwischen „explicatory, or analytic, reasoning and ampliative, or synthetic, reasoning; the latter being in turn of two kinds“ (Gorlée 1994:42).

Analytisches Folgern entspricht Gorlée (1994:42) zufolge gemeinhin der Deduktion. Es handelt sich dabei um einen Inferenzziehungsprozess, der vom großen Ganzen auf die Einzelteile schließt. Dabei wird das Unbekannte oder teilweise Unbekannte nicht miteinbezogen. Deduktion ist somit der einzige Folgerungsprozess, der zu zwangsläufigen Schlüssen führt. Synthetisches Schlussfolgern dagegen führt nicht automatisch zu unbedingten Schlüssen, sondern zu solchen, die plausibel und wahrscheinlich sind. Peirce unterteilt dieses synthetische Folgern in zwei weitere Kategorien: das induktive und das abduktive Folgern. Induktion ist dabei die wohlbekannte Form des wahrscheinlichen Folgerns. Sowohl Abduktion als auch Induktion schließen von einzelnen Teilen auf das Ganze und können daher keine sichere Schlussfolgerung sein und demzufolge auch keine berechtigte Behauptung über die Wahrheit aufstellen (vgl. Gorlée 1994:42). Peirce formulierte es folgendermaßen: „Deduction proves that something *must be*“, während „induction shows that something *actually is* operative“ und „Abduction merely suggests that something *may be*“ (CP:5.171,1903 zit. in Gorlée 1994:43; Hervorhebungen in Gorlée).

Jede der drei Arten des logischen Folgerns bedient sich laut Gorlée (1994:43) einer Hypothese. Abduktion ist als instinktiver Folgerungsprozess an allen Formen von Untersuchungen, seien diese wissenschaftlicher oder praktischer Natur, beteiligt, denn es muss immer eine Hypothese aufgestellt werden, die Grundlage der darauffolgenden Argumente ist. Abduktion beschrieb Peirce mit folgendem Beispiel:

„Rule	All the beans from this bag are white.
Result	These beans are white.
∴ Case	These beans are from this bag.“

(CP:2.623;W3:325,1878 zit. in Gorlée 1994:43)

Von den drei Arten des logischen Schlussfolgerns kann nur Abduktion „open up new ground“ (NEM3:206,1911 zit. in Gorlée 1994:43) und damit neue Ideen ermöglichen (vgl. Gorlée 1994:43). Abduktion hat zwar einen geringeren Wahrheitswert als Deduktion und Induktion, jedoch ist Abduktion „the creative force breathing originality into what would otherwise be a ‘reasonable’ (CP:5.174,1903 zit. in Gorlée 1994:43, Hervorhebung in Gorlée) but utterly rationalistic and, thereby, lifeless procedure“ (Gorlée 1994:43). Laut Gorlée (1994:43) ist Abduktion für Peirce die Grundlage für wissenschaftlichen Fortschritt, denn

„without the ideas generated through abductive inference in a trained mind [...] the system of logic would not only be badly lacking of inventiveness and initiative, and therefore be incomplete; more seriously, it would tend to be self-serving, self-actualizing, and, thereby, self-validating: because abductive heuristics is essential to inspired discovery of all kinds“.

Abduktion steht in Verbindung mit der peirceschen Wahrnehmungskategorie der Ersttheit, die mit der Art des Zeichens, das zur Kategorie der Ersttheit gehört, dem Ikon, korrespondiert. Die Grundlage der Verbindung zwischen einem Zeichen, das ein Ikon ist, und seinem Objekt ist Ähnlichkeit. Abduktion entspricht einem ikonischen Argument und ein abduktiver Schluss, der sich in einer vorsichtigen Hypothese zu den beobachteten Fakten zeigt, existiert bereits ikonisch im ersten Satz des logischen Schlusses (vgl. Gorlée 1994:44). Diese erste Prämisse zeigt bereits deutlich, welche Kriterien die Bohnen erfüllen müssen, um als Bohnen aus dieser einen Tüte zu gelten. Gorlée bezieht sich dabei auf Peirce (CP:2.96,1902). Der Schluss bzw. Interpretant des abduktiven Prozesses ist ein Ikon. Das ikonische Merkmal der Bohnen ist in diesem Fall die Tatsache, dass sie weiß sind (vgl. Gorlée 1994:44).

Induktion, die zweite Form des logischen Schließens, funktioniert folgendermaßen:

„Case	These beans are from this bag.
Result	These beans are white
∴ Rule	All the beans from this bag are white.“

(CP:2.623;W3:325,1878 zit. in Gorlée 1994:44, Hervorhebung in Gorlée)

Induktive Prozesse postulieren, „that this is true of a whole collection which is true of a number of instances taken from it at random“, daher kann dies als „statistical argument“ (CP:5.275;W2:217,1868 zit. in Gorlée 1994:44) betrachtet werden. Induktion ist ein indexalisches Argument. Die vorhandenen Bohnen verweisen darauf, wie die anderen Bohnen in

der Tüte sein werden. In der peirceschen Zeichentheorie hat ein Zeichen, das ein Index ist und damit zur Kategorie der Zweitheit gehört, eine physikalische Verbindung zu seinem außerhalb von ihm liegenden Objekt und verweist auf dieses. Das indexalische Argument der Induktion stellt zwischen der Prämisse und dem Schluss eine Verbindung zwischen Ursache und Konsequenz her (vgl. Gorrée 1994:44)

Auch beim induktiven Schließen gibt es nicht die Sicherheit, dass der Schluss der Wahrheit entspricht, denn es werden Vorhersagen getroffen und es wird vom Beobachteten auf das Unbeobachtete geschlossen, vom Spezifischen auf das Allgemeine. Neues Wissen entsteht dabei auf Grundlage von einer beschränkten Beobachtung, die auch falsch sein könnte (vgl. Gorrée 1994:44). Doch „the reasoning proceeds as though all the objects which have certain characters were known“ (CP:5.272;W2:216,1868 zit. in Gorrée 1994:44). Gorrée (1994:44) zufolge steht diese Sicherheit über die Richtigkeit der sich entwickelnden Gedanken im Zusammenhang mit der peirceschen Überzeugung, dass „inquiry of every type, fully carried out, has the vital power of self-correction and growth“ (CP:5.582,1898 zit. in Gorrée 1994:45). Der Prozess der Induktion ist der nächste Schritt auf dem Weg, der bei offenen Fragen und Zweifeln beginnt und Richtung Sicherheit und Wahrheit führt. Bei diesem Schritt ist es so, dass „we only know that by accepting inductive conclusions, in the long run our errors balance one another (CP:5.350,1868 zit. in Gorrée 1994:45). Laut Peirce ist Induktion:

„The operation of testing a hypothesis by experiment, which consists in remarking that, if it is true, observations made under certain conditions ought to have certain results, and then causing those conditions to be fulfilled, and noting the results, and, if they are favorable, extending a certain confidence to the hypothesis, I call induction.“ (CP:6.526,ca.1901 zit. in Gorrée 1994:45)

Für Peirce ist das Ergebnis eines induktiven Schlusses eine „practical truth“ (CP:6.527,ca. 1901 zit. in Gorrée 1994:45), die „shows that something actually is operative“ (CP:5.171,1903 zit. in Gorrée:45).

Deduktion funktioniert wie folgendes peircesches Beispiel:

„Rule	All the beans from this bag are white.
Case	These beans are from this bag.
∴ Result	These beans are white.“

(CP:2.623;W3:325,1878, zit. in Gorrée 1994:45, Hervorhebung in Gorrée)

Während „[i]nduction is where we generalize from a number of cases of which something is true, and infer that same thing is true of a whole class“ (CP:2.624,1878 zit. in Gorrée 1994:45), ist Deduktion „merely the application of general rules to particular cases“ (CP:2.620,1878 zit. in Gorrée 1994:45). Bei diesem logischen Folgerungsverfahren handelt es sich um einen ausschließlich methodischen Schritt, der beinahe an einen mechanischen Schritt erinnert (vgl. CP:5.579,1898 zit. in Gorrée 1994:45). In der ersten Prämisse eines Syllogismus ist eine Regel enthalten, die allgemeiner Natur ist und in der auch der Schluss enthalten ist. Es handelt sich hier um eine Form des Schließens, die aufgrund ihrer regelgeleiteten, konventionalisierten Verbindung zwischen Prämisse und Resultat zur Kategorie der Drittheit gehört und in peircescher Terminologie symbolischer Art ist. Das Zeichen, das bei

Peirce ein Symbol ist, hat eine Beziehung zum Objekt, die nicht in der Realität verwurzelt ist. Es geht so weit, dass es nur etwas bezeichnen kann, wenn es mittels einer gemeinschaftlich getroffenen, gesetzartigen Regel interpretiert wird (vgl. Gorrée 1994:45). Diese Regel muss sowohl dem Produzenten als auch dem Interpreten des Zeichens bekannt sein, denn andernfalls ist eine richtige Interpretation des Zeichens kaum möglich. Die Verbindung zwischen dem Zeichen der Taube, das für Frieden stehen kann oder etwa einer Fahne, die Symbol für ein Land sein kann, ist rein willkürlicher Art, die keine Entsprechung in der Realität hat. Diese Art des Wissens ist kulturell bedingt und alle Mitglieder einer Kulturgemeinschaft, die sich der gleichen Symbole bedient, müssen dieses Wissen erwerben, damit die Kommunikation innerhalb der Gemeinschaft effizient ist. Da Zeichen, die Symbole sind, vom Menschen geschaffen werden und daher nicht natur-, sondern kulturbedingt bzw. auch sozial bedingt sind, zeigen sie an, wer zu dieser Gemeinschaft gehört und wer nicht Teil davon ist. Daher sind alle sprachlichen Zeichen zuallererst Symbole. Nur ein Rezipient, der ihre regelgeleitete Handhabung innerhalb eines Sprachsystems beherrscht, kann sie richtig interpretieren (vgl. Gorrée 1994:45f.).

Deduktion ist laut Peirce (CP:296,1902 zit. in Gorrée 1994:46) „the only argument which is compulsive“. Im Gegensatz zu Abduktion und Induktion kann Deduktion beinahe „be worked by a machine“ (CP:5.579,1898 zit. in Gorrée 1994:46). Peirce formulierte das auch so:

„*Theoretically*, ... there is no possibility of error in necessary reasoning. ... In practice, and in fact, mathematics is not exempt from that liability to error that affects everything that man does. Strictly speaking, it is not certain that twice two is four.“ (CP:5.577,1898 zit. in Gorrée 1994:46, Hervorhebung in Gorrée)

Für Gorrée (1994:46) ist daraus ersichtlich, dass selbst deduktive Prozesse keinen absoluten Wahrheitswert haben. Ihre Gültigkeit „depends unconditionally upon the relation of the fact inferred to the facts posited in the premisses“ (CP:5.270;W2:215,1868 zit. in Gorrée 1994:46). Die Wahrheit, die sich in der Deduktion findet, ist laut Gorrée (1994:46) ausschließlich Resultat dieser Verbindung. Peirce formulierte es folgendermaßen: „as long as the premisses are true, however, other facts may be, the conclusions will be true“ (CP:5.271;W2:215,1868 zit. in Gorrée 1994:46). Für Gorrée (1994:46) ist es wesentlich hervorzuheben, dass Deduktion nicht die in ihren Prämissen enthaltenen Hypothesen infrage stellt, denn es wird erachtet, dass diese richtig sind. Da sie für Peirce „represent our whole knowledge of the matter“ (CP:5.271;W2:216,1868 zit. in Gorrée 1994:46). Die Prämissen werden damit nicht hinterfragt oder neu bewertet und daher sind neue Erkenntnisse oder die Verwerfung von Hypothesen, nachdem diese akzeptiert wurden, nicht mehr möglich. Deduktion ist damit ein Verfahren, das ausschließlich erklärend ist und nicht die Möglichkeiten erweitert (vgl. Gorrée 1994:46).

Für Gorrée (vgl. 1994:46) ist das Ziel von schlussfolgernden Prozessen „to find out, from the consideration of what we already know, something else we do not know“ (CP:5.3; W3:244,1877 zit. in Gorrée 1994:46). Peirce bezeichnete diesen Prozess als „fixation of belief“ (CP:5.358-5.387; W3:242-257,1877 zit. in Gorrée 1994:46). In diesem Prozess findet „a settlement of opinion, from the individual to the collective“ statt (Gorrée 1994:46).

In seinen späteren Überlegungen dazu ging Peirce Gorrée (1994:47) zufolge ab, von einer gemeinschaftlichen Wahrheit, die als objektiv bezeichnet werden könnte, zu sprechen, ohne dabei von den Arten des logischen Schließens abzurücken. Ab etwa der Jahrhundertwende betrachtete er den Wahrheitswert als eine Reihe von „subjective probabilities, or likelihoods“, die den gegebenen Tatsachen entsprechen (CP:2.777,1901 zit. in Gorrée 1994:47).

2.3. Pragmatizismus

Die erste und bekannteste Version der peirceschen pragmatischen Maxime lautet:

„Consider what effects that might conceivably have practical bearings, we conceive the object of our conception to have. Then, our conception of these effects is the whole of our conception of the object.“ (CP:5.402; W3:266,1878; zit. in Gorrée 1994:47)

Spätere Versionen zum Vergleich sind Gorrée (1994:47) zufolge zu finden in CP:5.9,1902; CP:5.412,1905; CP:5.438,1905; MS318:256-257,1907. Peirce war laut Gorrée der Auffassung, dass

„[t]hinking [...] seeks to establish meaning; a mental action, it removes doubt by establishing a belief which leads to a habit of thought. For Peirce, meaning is an affair of concepts producing logical effects (that is, interpretations) which lead from the first to the second and then to the third and last stage of clearness of thought, the objective truth“ (Gorrée 1994:47, Hervorhebungen im Original).

Nach der Formulierung seiner ersten Maxime arbeitete Peirce an den Universalkategorien, der Klassifizierung der Wissenschaften und seiner Semiotik. All dies fand Jahre später Eingang in seine Überlegungen zum Pragmatizismus. Die Bezeichnung Pragmatizismus wählte er, um sein Konzept vom Konzept des Pragmatismus von William James zu unterscheiden (vgl. Gorrée 1994:47)

Später wurde Pragmatizismus für Peirce „a method for ascertaining the real meaning of any concept, doctrine, proposition, word or other sign“ (CP:5.6,1905 zit. in Gorrée 1994:47). Noch präziser wurde er zwei Jahre später, als er formulierte:

„I understand pragmatism to be a method of [sic!] ascertaining the meanings, not of all ideas, but only of what I call ‘*intellectual concepts*’, that is to say, of those upon the structure of which arguments concerning objective fact may hinge.“ (MS318:134,1907 zit. in Gorrée 1994:47, Hervorhebung in Gorrée)

Für Peirce war Pragmatizismus ab 1903 mit der Wahrnehmungskategorie der Drittheit verbunden, zu der Gedanken und damit auch erwähnte „intellectual concepts“ gehören. In der Kategorie der Drittheit werden diese und ihre Bedeutung untersucht, wie sie von einem Geist in einer endlosen Reihe von Interpretanten entsteht. Interpretanten sind dabei Zeichen, die vorhergehende Zeichen interpretieren. Dieser Prozess folgt nicht mehr Überzeugungen, die im Individuum angelegt sind, wie Peirce zunächst überzeugt war, sondern wird durch theoretische und wissenschaftliche Überzeugungen geleitet. Diese entsprechen Urteilen, die durch Experimente verifiziert werden können und durch kontrollierte abduktive Prozesse entstehen. Peirce sieht daher qualitativ gutes logisches Schließen als Resultat einer kontrollierten Semiose an, der triadischen Handlung des Zeichens (vgl. Gorrée 1994:47f.). Semiose ist dabei

„the process through which we as thinking persons will come ever closer to the ultimate purpose of rational thought, which Peirce called *summum bonum*. Thinking is an interpreting, that is a semiotic, activity in that it is deliberate, future-oriented, evolutionary action converging in a hypothetical log run, toward law-like uniformity, Peirce’s thinking-habit, or ‘fixation of belief’“ (Gorrée 1994:48, Hervorhebung im Original).

Peirce formulierte die pragmatische Maxime aus semiotischer Perspektive:

„The entire intellectual purport of any symbol consists in the total of all general modes of rational conduct which, conditionally upon all the possible different circumstances and desires, would ensue upon the acceptance of the symbol.“ (CP:5.438,1905 zit. in Gorrée 1994:48)

Hier verband Peirce die drei Universalkategorien der Wahrnehmung inklusive der drei Arten des logischen Schließens mit dem Pragmatizismus. In dieser Definition sollte die pragmatische Maxime wesentlich für seine Semiotik werden. Den Ausgangspunkt bildet ein Universum, das ausschließlich aus Zufällen und Unregelmäßigkeiten besteht und mit jedem Schritt des Denkens stabiler bzw. fester wird: „[T]his evolutionary making-process is nothing but experimental science itself; because science for Peirce, consists in inquiry not in doctrine; and experimentation is a kind of feedback process requiring self-control“ (Gorrée 1994:48).

Für Peirce entsprach das Handeln des Pragmatizisten einer „rational experimental logic“ (CP:5.430,1905 zit. in Gorrée 1994:48), jedoch war für diesen Prozess, indem sich Verhaltensgewohnheiten festigten, nicht unbedingt ein menschliches Wesen notwendig. Anthropomorphismus kommt hier als möglicher Gedankengang infrage, jedoch können auch in Prozessen, die sich in der Natur zeigen, Mechanismen beobachtet werden, die sich selbst kontrollieren. Peirce erachtete es als möglich, den kognitiven Prozess des Menschen auch auf Erscheinungen, die nicht kognitiver Art sind, anzuwenden:

„To show that thinking, or ‘mind’, is not opposed to nature, or ‘matter’, but is in ‘natural’ continuity with it, is the task Peirce, the evolutionary thinker, was engaged in [...]. On this view, thinking itself is a kind of activity having isomorphic features with all forms of activity in nature, and so if humans interact experimentally with nature they do not so exclusively from the standpoint of their subjective self, but place themselves in the ‘architectonic’ processuality of semiosis.“ (Gorrée 1994:48f., Hervorhebungen im Original)

Dieser hierarchische Prozess beginnt laut Gorrée (1994:49) mit einer abduktiven Hypothese, wird dann induktiv getestet sowie bestätigt und hat eine deduktive Form, die dem Maß der Festigung der Überzeugung entspricht und führt immer weiter hin „to the summum bonum of objective generality, -- the truth of reality“ (Gorrée 1994:49).

2.4. Das peircesche Zeichen: Umfang und Merkmale

Um das peircesche Zeichenkonzept zu untersuchen, sind für Gorrée (vgl. 1994:49) zwei Fragen zu beantworten: Was kann ein Zeichen sein? Was sind die Merkmale eines Zeichens als triadische Handlung des Zeichens? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden.

2.4.1. Der Umfang des Zeichenbegriffs

Peirce selbst subsummierte

„... under the term ‘sign’ every picture, diagram, natural cry, pointing finger, wink, knot in one’s handkerchief, memory, dream, fancy, concept, indication, token, symptom, letter, numeral, word, sentence, chapter, book, library“ (MS74:3,n.d. zit. in Gorrée 1994:50, Hervorhebung in Gorrée).

An anderer Stelle fügte er hinzu:

„... Signs in general [are] a class which includes pictures, symptoms. [sic!] words, sentences, books, libraries, signals, orders of command, microscopes, legislative representatives, musical concertos, performances of these, . . .“ (MS634:18-19, 1909 zit. in Gorrée 1994:50, erste Ergänzung Gorrée)

Voraussetzung für ein Zeichen nach Peirce ist, dass dieses „cognizable (CP:8.177,1909 in Gorrée 1994:50), also Gegenstand der Erkenntnis sein könnte. Damit ist alles, das wahrgenommen, gewusst und sich vorgestellt werden kann, ein Zeichen. Die Zeichen können zu allen drei peirceschen Kategorien gehören: Qualitäten, die der Kategorie der Erstheit zugeordnet werden können, können Zeichen sein. Auch Elemente der Zweitheit, etwas, das geschieht oder existiert, können ein Zeichen sein, so wie es auch Zeichen in der Kategorie der Drittheit gibt, wie beispielsweise Gedanken, Gesetze und Gewohnheiten (vgl. Gorrée 1994:50). Es gibt dabei nichts, was nicht das Potenzial hätte, ein Zeichen zu sein: „[A]ll the Universe is perfused with signs, if it is not composed exclusively of signs“ (CP 5.448, n.1,1905 in Gorrée 1994:50).

Damit ein Zeichen (Repräsentamen) jedoch als Zeichen fungiert, muss es mit seinem Objekt verbunden sein, es muss interpretiert werden und auf diese Art ein neues, weiteres Zeichen, seinen Interpretanten erzeugen. Der hier stattfindende Prozess wird Semiose genannt. Dabei ist nach der peirceschen Zeichentheorie bei der Semiose zwischen genuinen Zeichen, die triadisch voll entwickelt sind, und degenerierten Zeichenbeziehungen zu unterscheiden. Letzteren liegen dyadische oder monadische Zeichenkonzepte zugrunde, die Peirce als Formen von unausgereiftem Denken betrachtete. Der Zeichenprozess, die Semiose

oder auch die triadische Handlung des Zeichens genannt, ist für die peircesche Zeichentheorie wesentlich (vgl. Gorrée 1994:50).

2.4.2. Merkmale eines Zeichens als Zeichenprozess

Das Zeichen als Zeichenprozess oder triadische Handlung wird durch zwei Aspekte charakterisiert. Einerseits ist es in der Lage, sinnvoll und bedeutungstragend für etwas anderes zu stehen, es damit zu repräsentieren. Was diesen Prozess zu einer vollständigen triadischen Handlung des Zeichens macht, ist das Merkmal, dass es das Zeichen im engeren Sinne, also das Repräsentamen entschlüsselt, verstanden und interpretiert werden kann (vgl. Gorrée 1994:51).

Peirce definiert in einer seiner bekanntesten Definitionen das Zeichen folgendermaßen:

„A sign or representamen, is something which stands for something in some respect or capacity. It addresses somebody, that is, creates in the mind of that person an equivalent sign, or perhaps a more developed sign. The sign which it creates I call the interpretant of the first sign. The sign stands for something, its object. It stands for that object, not in all respects, but in reference to a sort of idea, which I have sometimes called the ground of the representamen.“ (CP:2.228,1897 zit. in Gorrée 1994:51)

Diese Definition deutet bereits darauf hin, dass das Fundament für ein Zeichen das erste der drei konstitutiven Elemente eines Zeichens ist und somit zur Kategorie der Erstheit gehört. Das Objekt ist das zweite Element und fällt in die Kategorie der Zweitheit. Der Interpretant ist das dritte Element und zählt zur Kategorie der Drittheit (vgl. Gorrée 1994:51).

Peirce selbst verband die Elemente der triadischen Zeichenhandlung und seine drei Kategorien folgendermaßen:

„A Sign, or Representamen, is a First which stands in such a genuine triadic relation to a Second, called its Object, as to be capable of determining a Third, called its Interpretant, to assume the same triadic relation to its Object in which it stands itself to the same Object.“ (CP:2.274,1902 zit. in Gorrée 1994:51)

Diese Verbindung ist eine „meaningful interaction between a First, a Second and a Third element, in which the Third mediates between the First and the Second“ (Gorrée 1994:51), d.h. der Interpretant vermittelt zwischen Repräsentamen, dem Element der Erstheit, und dem Objekt als Element der Zweitheit.

Peirce bezeichnet die Manifestation der physikalischen Merkmale, die ein Zeichen zu einem Element der Kategorie der Erstheit machen als Zeichen, gleichzeitig verwendet er den Begriff *Zeichen* auch für die triadische Handlung des Zeichens (vgl. Gorrée 1994:51): „A sign is a sort of First [which] brings a Second its Object, into a cognitive relation to a Third . . .“ (CP:8.332,1904 zit. in Gorrée 1994:51, Ergänzung Gorrée 1994). Diese Verbindung kognitiver Art ist

„not necessarily connected with a brain. It appears in the work of bees, of crystals, and throughout the purely physical world; and one can no more deny that it is really there, than the colors, shapes, etc., of objects are really there“ (CP:4.551,1906 zit. in Goriée 1994:51).

2.5. Drei Arten von Zeichen

Das Zeichen im engeren Sinne, also das Repräsentamen, ist das erste Glied in der triadischen Handlung des Zeichens und kann in den drei Universalkategorien der Wahrnehmung auftreten, abhängig davon, ob es „eine bloße Qualität [Erstheit], etwas tatsächlich existierendes [Zweitheit] oder ein allgemeines Gesetz [Dritttheit] ist“ (CP: 2.243 zit. in Nöth 2000²:65, Ergänzungen in Nöth 2000²).

Peirce beschreibt dieses Auftreten des Zeichens in seiner ersten Zeichentrichotomie auch folgendermaßen:

„... in the first place a sign may, in its own firstness, either be a mere idea or quality of feeling (a qualisign) or it may be a ‘sinsign’, that is an individual existent, or it may (like a word) be a general type (‘legisign’) to which existents may conform.“ (MS914:3,ca.1904 zit. in Goriée 1994:52, Hervorhebungen in Goriée)

a) Das Qualizeichen

Ein Qualizeichen hat Zeichenpotenzial. Erst wenn es durch den Prozess der Semiose zum Zeichen geworden ist und als Zeichen in Zeit und Raum existiert, ist es ein Sinzeichen. Dazu gehören etwa Warnlampen oder auf Papier geschriebene Buchstaben (vgl. Nöth 2000²:65). Savan definiert ein Qualizeichen als

„... a sign which signifies through its abstractable quality as such, through the Firstness of quality, apart from any empirical or spatiotemporal relation of the quality of anything else. For example, I use a colour chip to identify the colour of some paint I want to buy. The colour chip is perhaps made of cardboard, rectangular, resting on a wooden table, etc. But it is only the colour of the chip that is essential to it as a sign of the colour of the paint. Or again suppose I am teaching someone to swim and demonstrate a particular arm stroke for my pupil to imitate. Here too there are many aspects of my act that are irrelevant. What is essential to it as a sign is a characteristic sweep of movement. Wherever a quality is a sign that is to be copied, imitated, mimicked, mirrored, it is acting as a qualisign“ (Savan 1987-1988:20 zit. in Goriée 1994:52).

Dabei wird deutlich, dass ein Qualizeichen eine aus dem auch räumlichen und zeitlichen Kontext isolierte Qualität ist, die auf die eine oder andere Art wiederholt werden soll. Qualität bezieht sich hier nicht ausschließlich auf sensorische Reize wie Farbe, Klang und Geruch (vgl. Savan 1987-1988:29 zit. in Goriée 1994:52), sondern kann auch auf andere Bereiche angewandt werden:

„The apprehension of any individual or collection of individuals presents us with some abstractable quality. We can and do speak of complex landscape qualities (‘Alpine’, ‘Tropical’), or the qualities of human personalities (‘Napoleonic’, ‘Chaplinesque’).“ (Savan 1987-1988:20 zit. in Goriée 1994:52, Hervorhebungen in Goriée)

b) Das Sinzeichen oder auch singuläres Zeichen

Das Sinzeichen ist ein „actual existing thing or event which is a sign“ (Peirce 1955:101, 1903 zit. in Gorrée 1994:52). Der Zeichencharakter des jeweiligen Dings oder der jeweiligen Gegebenheit entsteht dabei durch die spezifische Existenz des Zeichens, das in einem bestimmten Kontext auftreten muss, „to embody a First in its Secondness“ (Gorrée 1994:52):

„The samples of moon rock being analyzed by lunar scientists are sinsigns. Every singularity and peculiarity of the moon rock is recorded, analyzed, and used as a clue of the structure and history of the moon, the earth and the solar system ... [Another example of a sinsign is] the red traffic signal ... [which] does not signal stop when it is an electrical room decoration, or if it were set up in the middle of a cow pasture, or if observed from his helicopter a few feet overhead by a traffic reporter.“ (Savan 1987-1988:21-22 zit. in Gorrée 1994:52, Ergänzungen Gorrée)

c) Legizeichen

Das Zeichen als Legizeichen wird durch seine allgemeingültige, gesetzartige Natur, auf der es basiert, bestimmt. Alle sprachlichen Zeichen sind Legizeichen und „represent the sign, which is a First, in its Thirdness“ (Gorrée 1994:53). Um zu sehen, ob ein Zeichen konventioneller Natur ist, kann untersucht werden, ob es im Gegensatz zu singulären Zeichen wiederholt werden kann. Wörter einer Sprache sind als Zeichen immer wieder anwendbar und damit wiederholbar und gehören damit zu dieser Kategorie der Zeichen (vgl. Gorrée 1994:53).

„Ein Legizeichen ist ein Gesetz, das ein Zeichen ist [...] Jedes konventionelle Zeichen ist ein Legizeichen. Es ist kein singuläres Zeichen, sondern ein allgemeiner Typ, von dem Übereinkunft darüber besteht, daß er Bedeutung hat.“ (CP:2.246 zit. in Nöth 2000²:65)

2.6. Das Objekt

Das Objekt ist ein Element des Zeichens im weiteren Sinne, also der triadischen Handlung des Zeichens oder der Semiose. Peirce bezeichnet das Objekt auch als Referenten. „The object or ‘referent’ of the sign is represented by and signified by the sign“ (Gorrée 1994:53, Hervorhebung im Original). Das Objekt muss kein materielles Ding sein, es kann auch eine Klasse von Dingen sein oder ein mentales oder imaginäres Konstrukt (vgl. Nöth 2000²:63). „The word Sign will be used to denote an Object perceptible, or only imaginable . . .“ (CP:2.230, 1897 zit. in Gorrée 1994:53).

Durch die repräsentierende Beziehung zwischen Zeichen (Repräsentamen) und Objekt entsteht das Zeichen im weiteren Sinne. Damit ein Porträt ein Zeichen ist, muss es für eine Person stehen, diese darstellen und damit repräsentieren. Diese Person kann wirklich existieren oder auch nur erdacht sein. Das Objekt geht dem Zeichen voraus und bestimmt durch seine Existenz das Zeichen. Damit ein Zeichen existieren kann, muss es zunächst ein Objekt geben. Semiose ist ein fortschreitender Prozess. Es ist nicht möglich, dass ein Zeichen einem Objekt vorausgeht oder dieses bestimmt. Daher unterscheidet sich das Zeichen

vom Objekt. Dennoch ist es nur über das Zeichen möglich, Zugang zum Objekt zu erhalten und damit Erkenntnis darüber zu gewinnen (vgl. Gorlée 1994:53).

Jede Semiose kann dem Interpreten neue Informationen über das Objekt bieten. Wären Zeichen und Objekt jedoch identisch, wäre dieser Zuwachs an Informationen nicht möglich, da ein „Object that merely presents itself represents nothing“ (MS634:21,1909 zit. in Gorlée 1994:54) und damit wäre dies das Ende der Semiose (vgl. Gorlée 1994:54). Ein Zeichen soll und kann „das Objekt nur repräsentieren und über es berichten. Es kann kein Kennen oder Wiedererkennen des Objektes leisten [...] Es setzt eine Bekanntschaft voraus, um dabei eine weitere Information über das Objekt zu vermitteln“ (CP:2.231 zit. in Nöth 2000²:63).

Der Interpret muss bereits ein Wissen über das Objekt haben. Damit ist das Objekt auch ein Zeichen, das jedoch dem gegenwärtigen Zeichen vorausgeht und sich auf der vorherigen Stufe der Semiose befindet, die auch weniger Informationen über das Objekt bietet (vgl. Nöth 2000²:63). Im Prozess der Semiose unterschied Peirce zwischen zwei Arten von Objekten: zwischen dem unmittelbaren Objekt und dem mittelbaren oder dynamischen Objekt. Die beiden Objekte können sich deutlich voneinander unterscheiden und sollen nun dargestellt werden.

a) Das unmittelbare Objekt

Das unmittelbare Objekt ist „die unmittelbare mentale Repäsentation dessen, was das Zeichen anzeigt“ (Santaella 1995:55 zit. in Nöth 2000²:63). Wenn das Zeichen als solches direkt angenommen bzw. aufgenommen wird, verweist es und bezieht es sich auf das unmittelbare Objekt. Dabei wird das Objekt, das an sich Element der Kategorie Zweitheit ist, in Form der Merkmale der Kategorie der Erstheit im unmittelbaren Objekt ersichtlich. „The immediate object is known by taking the sign at face value; it represents the object, which is a Second in its Firstness. It can, at least in principle, be a quality, an existent, or a law“ (PW33,1904 zit. in Gorlée 1994:54). Das unmittelbare Objekt ist dabei das Element, das im Zeichen zu erkennen ist oder auch „the idea which the sign is built upon“ (MS318:70,1907 zit. in Gorlée 1994:54).

b) Das dynamische Objekt

Das dynamische Objekt dagegen ist „that real thing or circumstance upon which that idea is founded, as on bed-rock“ (MS318:70,1907 zit. in Gorlée 1994:54). Das dynamische Objekt ist dabei nicht unmittelbar zu erfassen. Es gehört zur Kategorie der Zweitheit und zeigt das Objekt durch die Merkmale, die dieses als Element der Zweitheit hat. Dabei ist das dynamische Objekt „the Object outside of the Sign“ (MS318:70,1907 zit. in Gorlée 1994:54). Das dynamische Objekt ist Grundlage dafür, dass das Zeichen existieren kann. „The Sign must indicate it [the dynamical object] by a hint; and this hint, or its substance, is the Immediate Object“ (PW:83,1908 zit. in Gorlée 1994:54, Ergänzungen Gorlée).

Obwohl es nur diesen Hinweis auf das dynamische Objekt gibt, wird die Analyse des Kontextes in Verbindung mit „experience“ und „collateral observation, aided by imagination and thought, will usually result in some idea“ (MS318:77,1907 zit. in Gorlée 1994:54) zum dynamischen Objekt. Das dynamische Objekt „or the object as it is in itself, abstracted from its occurrence and role in particular sign-use, will correspond to the sum total of the instances of the sign-bound immediate object“ (Gorlée 1994:54).

Eine „[U]nlimited and final study“ (CP:8.183,1909 zit. in Gorlée 1994:54) des unmittelbaren Objekts in seinem zeitlichen und räumlichen Kontext ist notwendig, um Wissen über das dynamische Objekt zu gewinnen. Die Kenntnis des dynamischen Objekts wäre gleichbedeutend mit dem abschließenden Ergebnis eines semiotischen Prozesses. Während dieses Prozesses entstehen immer mehr Informationen und immer mehr Wissen zum dynamischen Objekt und daraus lässt sich schließen, dass sich mit Fortschreiten des Prozesses unmittelbares und dynamisches Objekt immer weiter annähern (vgl. Gorlée 1994:54f.).

2.7. Die Verbindung zwischen Zeichen und Objekt

Das Zeichen kann durch drei Zeichentypen Bezug auf das dynamische Objekt nehmen: als Ikon (icon), als Index (index) und Symbol (symbol).

„A sign can refer to an Object by virtue of an inherent similarity (‘likeness’) between them (icon), by virtue of an existential contextual connection or spatiotemporal (physical) contiguity between sign and object (index), or by virtue of a general law or cultural convention that permits sign and object to be interpreted as connected (symbol).“ (CP2.247-2.249,ca.1903 zit. in Gorlée 1994:55, Hervorhebungen in Gorlée)

Peirce beschreibt die drei möglichen Arten des Zeichens folgendermaßen:

„A regular progression of one, two, three may be remarked in the three orders of the sign, Icon, Index, Symbol. The Icon has no dynamical connection with the object it represents, it simply happens that its qualities resemble those of that object, and excite analogous sensations in the mind for which it is a likeness. But it really stands unconnected with them. The index is physically connected with its object; they make an organic pair, but the interpreting mind has nothing to do with this connection, except remarking it, after it is established. The symbol is connected with its object by virtue of the idea of the symbol-using mind, without which no such connection would exist.“ (CP:2.299,ca.1895 zit. in Gorlée 1994:55)

a) Das Ikon

Das Ikon ist mit dem Objekt auf Grundlage seiner Ähnlichkeit verbunden und steht in dieser Art für das Objekt. Das Ikon kann beispielsweise ein Porträt oder eine Postkarte sein. Darüber hinaus und auch weil es ein Element der Ersttheit ist, sagt es nichts über das Objekt aus (vgl. Gorlée 1987:48 zit. in Gorlée 1994:55). „For a pure Icon does not draw any distinction between itself and its object. It represents, and whatever it is like, it in so far is“ (CP:5.74 zit. in Gorlée 1994:55). Das Ikon ist das Abbild oder die Nachahmung eines Zeichens. Die Bedeutung eines Ikons zeigt sich, ohne dass eine Interpretation des Ikons notwendig wäre.

„The only way of directly communicating an idea is by means of an Icon“ (CP:2.278 zit. in Gorlée 1994:55).

b) Das Index

Das Index manifestiert sich anders als das Ikon in der Differenz, die zur Kategorie der Zweitheit gehört. Das Zeichen als Index hat eine kausale Beziehung zum Objekt, es kann das Objekt nur insofern bezeichnen, als es auf das Objekt verweist. Das bezeichnete Objekt existiert faktisch. Peirce führt als Beispiel einen Wetterhahn an, der sein Objekt, den Wind, anzeigt. Weitere Beispiele wären Rauch, der Feuer anzeigt, oder Fieber, das Krankheit anzeigt. Die Verbindung zwischen Objekt und Index ist sozusagen natürlicher Art (vgl. Gorlée 1987:48 zit. in Gorlée 1994:55f.).

c) Das Symbol

Das Symbol ist ein triadisch voll entwickeltes und damit ein genuines Zeichen. Damit ein Zeichen als triadisch voll entwickelt gilt, damit Bedeutungsträger ist und für etwas anderes steht, muss es interpretiert werden und zwar bestimmten, vorher festgelegten Regeln folgend. Wenn das dazugehörige Objekt nicht unmittelbar anwesend ist, können Zeichen, die Symbole sind, über das Objekt etwas vortäuschen oder geradewegs lügen. Die Bedeutung eines Zeichens, das ein Symbol ist, ist daher eine Mutmaßung, sofern sie keine Konsensentscheidung ist. Die Verbindung zwischen Objekt und Symbol ist willkürlicher Natur und daher kann die Interpretation durch eine neue konsensuelle Entscheidung verworfen und verändert werden. So kann eine Taube Frieden und ein Stoffstück ein Land symbolisieren und uns so tief bewegen. Sprache ist so gesehen ein System symbolischer Zeichen, denn auch hier ist die Verbindung zum Objekt immer willkürlicher Art (vgl. Gorlée 1987:48 zit. in Gorlée 1994:56).

Gorlée (vgl. 1994:56) verweist auf Greenlee (1973:86) und betont, dass ein Zeichen mehrere dieser drei Zeichentypen in sich vereinen und gleichzeitig Ikon, Index und Symbol mit jeweils verschiedenem Objekt sein und in dieser Funktion unterschiedliche Dinge bedeuten kann. Um dies zu illustrieren, führt sie ein peircesches Beispiel an: „That footprint that Robinson Crusoe found in the sand, . . . , was an Index to him that some creature was on his island, and at the same time, as a Symbol, called up the idea of a man“ (CP:4.531,1906 zit. in Gorlée 1994:56) und ergänzt, dass die Form des Fußabdrucks auch ein Ikon eines Fußes ist (vgl. Gorlée 1994:56).

2.8. Der Interpretant

Gorlée (1994:56) konstatiert, dass es für Peirce nicht ausreichte, dass ein Zeichen für ein Objekt stand, damit es ein Zeichen war, denn, wie er festhielt: „[N]othing is a sign unless it is interpreted as a sign“ (CP:2.308,1902 zit. in Gorlée 1994:56). Das Element der Interpretation ist damit für das triadische Zeichenkonzept ebenso wesentlich wie die Verbindung zwi-

schen dem Objekt und dem Zeichen, das für das Objekt steht (vgl. Gorrée 1994:56). Wie essentiell Interpretation für das Zeichen ist, zeigt Peirce hier:

„An inscription that nobody had ever interpreted or ever would interpret would be but a fanciful scrawl, an index that some being had been there, but not at all conveying or apt to convey its meaning.“ (NEM4:256 zit. in Gorrée 1994:56)

Daher ist auch der Interpretant wesentlich für das peircesche Zeichenkonzept. Der Interpretant, der als neues Zeichen das vorhergehende Zeichen interpretiert, wird durch eben dieses vorhergehende Zeichen, das auf den Interpretanten wirkt, bestimmt. Er wird als Element der Erstheit, nachdem er entstanden ist, selbst zu einem Zeichen, einem Element der Erstheit, das wieder einen Interpretanten entstehen lässt und so ad infinitum (vgl. Gorrée 1994:56). Über die Beziehung zwischen den drei konstitutiven Elementen eines Zeichens schrieb Peirce: „A sign mediates between the interpretant sign and its object [, the former being] interpreting thought, itself a sign“ (PW:31,1904 in Gorrée 1994:56f., Hervorhebungen Gorrée 1994). Die fortschreitende Reihe der Interpretanten ist generell nachvollziehbar, da sie sich immer auf ein Merkmal der Realität oder Kultur beziehen. Die fortlaufenden Interpretanten sind dabei ein sich immer weiter entwickelnder und immer weiter ergänzender Kommentar oder eine immer genauere Interpretation (vgl. Gorrée 1994:57). Peirce schrieb dazu:

„It appears to me that the essential function of a sign is to render inefficient relations efficient . . . Knowledge in some way renders them efficient; a sign is something by knowing which we know something more.“ (CP:8.332,1904 in Gorrée 1994:57)

Das bedeutet, dass jeder neue Interpretant das bisherige Wissen über das Objekt ergänzt und stückchenweise vervollständigt, womit die sich immer weiter entwickelnde Reihe von interpretierenden Zeichen hin zu einer endgültigen Wahrheit strebt. Betrachtet man die Bindung zwischen Objekt, Zeichen und Interpretant, wird deutlich, dass Semiose zwischen allen drei Konstituenten stattfindet. Einerseits wird die Verbindung zum Objekt deutlich, ohne das das Zeichen nicht entstehen würde, gleichzeitig deutet die Semiose aber auch nach vorne, hin zum Interpretanten (vgl. Gorrée 1994:57).

„The meaning of a [sign] can be nothing but a [sign]. In fact it is nothing but the [sign] itself conceived as stripped of irrelevant clothing. But this clothing never can be completely stripped off; it is only changed for something more diaphanous. So there is an infinite regression here. Finally, the interpretant is nothing but another [sign] to which the torch of truth is handed along; and as [sign], it has its interpretant again. Lo, another infinite series.“ (CP:1.339,n.d. zit. in Gorrée 1994:57, Hervorhebungen Gorrée 1994)

Drei Arten von Interpretanten:

Peirce unterscheidet entsprechend den drei Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit zwischen drei Arten von Interpretanten, die im Prozess der Semiose vorkommen: dem unmittelbaren (immediate), dem dynamischen (dynamical) und dem finalen (final) Interpretanten (vgl. Gorrée 1994:57).

a) Der unmittelbare Interpretant

Der unmittelbare Interpretant ist „... a feeling produced by it ... a feeling which we come to interpret as evidence that we comprehend the proper effect of the sign, although the foundation of truth in this is frequently very slight“ (CP:5.475,1907 zit. in Gorrée 1994:57). Das bedeutet, dass der unmittelbare Interpretant der erste Eindruck ist, den ein Zeichen macht, ein Gefühl, das uns zeigt, dass wir auf dem Weg zur Interpretation des Zeichens sind, und gehört damit zur Kategorie der Erstheit. Das zeigt auch folgende Aussage von Peirce zum unmittelbaren Interpretanten, er zeige sich in der „Qualität des Eindrucks, den ein Zeichen zu erzeugen vermag, nicht in konkreten Reaktionen“ (CP:8.315 zit. in Nöth 2000²:64, Hervorhebung in Nöth) und das „interpretative Potential“ des Zeichens angibt (Nöth 2000²:64). Mit Peirce gesagt, ist der unmittelbare Interpretant

„die vollständige noch unanalysierte Wirkung, die das Zeichen zu produzieren vermag, oder von der man annehmen könnte, daß es sie produzieren würde [...], die Wirkung, die das Zeichen zuerst im Geist produziert oder produzieren kann, ohne daß irgendeine Reflexion über es erfolgt“ (PW:111 zit. in Nöth 2000²:64)

und entspricht damit der Kategorie der Erstheit (vgl. Nöth 2000²:64). Der unmittelbare Interpretant ist damit das erste Zeichen dafür, dass das Zeichen interpretiert werden kann oder wird und deutet auf die dem Zeichen inhärenten Interpretationsmöglichkeiten, die unter bestimmten Bedingungen realisiert werden können. Der unmittelbare Interpretant ist „the interpretant, or Third, as it represents the sign in its Firstness“ (Gorrée 1994:57).

b) Der dynamische Interpretant

Der dynamische Interpretant geht über die dem Zeichen inhärenten Möglichkeiten und den ersten Eindruck hinaus. Er entspricht der „tatsächlichen Wirkung des Zeichens“ (CP:4.536 zit. in Nöth 2000²:64). Hier findet eine wirkliche Interpretation statt, für die eine gewisse Anstrengung, sei es mentaler oder physischer Art, notwendig ist (vgl. Gorrée 1994:58). Der dynamische Interpretant zeigt sich im „direct effect actually produced by a Sign upon an Interpreter of it ... that which is experienced in each act of Interpretation and is different in each from that of any other“ (PW:111,1909 zit. in Gorrée 1994:58). Hier ist es möglich, dass durch den dynamischen Interpretanten eine Vielfalt von Standpunkten und Facetten deutlich wird.

c) Der finale Interpretant

Der finale Interpretant hat als wesentliches Kriterium die regelhafte und gewohnheitsmäßige Interpretation, die zu seiner Entstehung führt (vgl. Gorrée 1994:58). Der finale Interpretant entspricht dabei „the effect the sign would produce upon any mind upon which circumstances should permit it to work out its full effect“ (PW:110,1909 zit. in Gorrée 1994:58), also der vollständigen Interpretation eines Zeichens in einem Geist und ist „the one Interpre-

tative result to which every Interpreter is destined to come, if the Sign is sufficiently considered“ (PW 111,1909:58 zit. In Gorrée 1994:58). Dennoch muss gesagt werden, dass, da ein Zeichen endlos oft interpretiert werden kann, wobei aus unterschiedlichen Perspektiven unterschiedliche Merkmale des Zeichens herausgearbeitet werden können, die vollständige, sozusagen finale Interpretation eines Zeichens nur in einer hypothetischen Zukunft liegen kann. Intuition, Ansichten und Gewohnheiten bestimmen, indem sie das Zeichen eingrenzen, seine Bedeutung. Die Bedeutung eines Zeichens entsteht hier also nicht über die Kenntnis des Objekts, sondern über die Interpretation des Zeichens (vgl. Gorrée 1994:58). Gorrée führt folgendes peircesche Beispiel an:

„For instance, suppose I awake in the morning before my wife, and that afterwards she wakes up and inquires, „What sort of day is it?“ This is a sign, whose Object, as expressed, is the weather at that time, but whose Dynamical Object is the impression which I have presumably derived from peeping between the window-curtains. Whose Interpretant, as expressed is the quality of the weather, but whose Dynamical Interpretant, is my answering her question. But beyond that there is a third Interpretant. The Immediate Interpretant is what the question expresses, all that it immediately expresses, which I have imperfectly restated above. The Dynamical Interpretant is the actual effect that it has upon me, its interpreter. But the Significance of it, the Ultimate, or Final, Interpretant is her purpose in asking it, what effect its answer will have as to her plans for ensuing the day. I reply, let us suppose: „It is a stormy day.“ Here is another sign. Its Immediate Object is the notion of the present weather so far as this is common to her mind and mine -- not the character of it, but the identity of it. The Dynamical Object is the identity of the actual or Real meteorological conditions at the moment. The Immediate Interpretant is the schema in her imagination, i.e. the vague Image or what there is in common to the different Images of a stormy day. The Dynamical Interpretant is the disappointment or whatever actual effect it at once has upon her. The Final Interpretant is the sum of the Lessons of the reply, Moral, Scientific, etc.“ (CP:8.314,1909 zit. in Gorrée 1994:58f.)

Die drei Arten von Interpretanten sind damit alle immer Teil des Zeichens und beziehen sich auf unterschiedliche Elemente. Der unmittelbare Interpretant bezieht sich auf das Objekt, das hier die Wetterverhältnisse sind. Der dynamische Interpretant bezieht sich auf die Interpretation des Objekts und damit der Beantwortung der gestellten Frage, der finale Interpretant entsteht durch die Schlüsse, die sich aus dem dynamischen Interpretanten ziehen lassen. Nöth (vgl. 2000²:65) zufolge sind Lexikondefinitionen Annäherungen an den finalen Interpretanten, da sie eine festgelegte Bedeutung haben, aus der Sprachgewohnheiten folgen.

Die Beziehung zwischen dem Zeichen und dem finalen Interpretanten wird in der Trichotomie von Rheme, Dikent und Argument beschrieben. Gegenstand dieser Trichotomie sind Zeichen der Kategorie der Drittheit, wie sie für logisches Folgern wesentlich sind. Die Form der Verbindung zwischen Interpretant und Zeichen kann ein Rheme sein, dann ist das Zeichen ein Zeichen, das einer Möglichkeit entspricht. Es kann eine Dikent sein, ein Zeichen, das einer Tatsache entspricht oder es ist ein Argument, ein „sign of reason“ (Gorrée 1994:59). Durch ein Zeichen, das ein Rheme ist, also eine Möglichkeit beschreibt und damit weder wahr noch falsch sein kann, sind keine Informationenn über das Objekt zu erhalten (vgl. Gorrée 1994:59). Ein Rheme „leaves its Object, and a fortiori its Interpretant, to be what it may“ (CP 2.95,1902 zit. in Gorrée 1994:59). Beim logischen Argumentieren entspricht ein Zeichen, das ein Rheme ist, einer „qualitative possibility“ (CP:2.250,ca.1903 zit. in Gorrée 1994:59) und ist eine Art undefinierter Vorschlag, dessen Wahrheitswert nicht

sehr hoch ist. Ein Zeichen, das ein Rheme ist, zeigt sich als Element der Drittheit in seiner Ersttheit. Eine Dikent (proposition) dagegen zeigt sich als Element der Drittheit in seiner Zweittheit und macht es damit möglich, etwas über das Objekt zu erfahren (vgl. Goriée 1994:59). Für Peirce ist eine Dikent „a sign which separately indicates its Object. Thus a portrait with the name of the original below it is a proposition“ (CP:5.569,1901 zit. in Goriée 1994:59). Eine Dikent entspricht „not an assertion, but a sign capable of being asserted“ (CP:8.337,1904 zit. in Goriée 1994:59). Aber ebenso wie es bestätigt werden kann, kann es auch abgelehnt werden (vgl. Goriée 1994:59).

Das Argument ist „an argumentation or statement expressly designed to lead to a given belief“ (MS599:43,ca.1902 zit. in Goriée 1994:59). Das Argument ist ein Zeichen gesetzartiger Natur und ermöglicht einen endgültigen logischen Schluss, der der Wahrheit entspricht (vgl. Goriée 1994:60): „[T]he premisses of an argument are a sign of the truth of the conclusion“ (MS283:107,1905-1906 zit. in Goriée 1994:60, Hervorhebung Goriée). Das Argument hat also den höchsten Wahrheitswert in dieser peirceschen Trichotomie und dies, weil es keine Kategorie gibt, die ihm widersprechen könnte und es als Zeichen auf allen Ebenen frei agieren und sich weiterentwickeln kann (vgl. Goriée 1994:60). Eine Dikent dagegen hat noch einen höheren Wahrheitswert als ein Rheme, jedoch einen geringeren als das Argument (vgl. Goriée 1994:60). Ein peircesches Argument kann über die Logik durch die drei Arten des logischen Schließens verdeutlicht werden. Dabei handelt es sich um Abduktion, Induktion und Deduktion.

2.9. Semiose: die triadische Handlung des Zeichens

Der Begriff Semiose beschreibt den triadischen Prozess der Zeicheninterpretation, der zwischen dem Zeichen im engeren Sinne, dem Objekt und dem Interpretanten, einem weiteren Zeichen, das bedingt durch das erste Zeichen im Geiste eines Interpreten entsteht, stattfindet. Im semiotischen Prozess hat das Interpretanten-Zeichen eine wichtige vermittelnde Funktion zwischen Zeichen und Objekt (vgl. Goriée 1994:61).

Peirce zufolge ist Semiose

„... an action, or influence, which is, involves, a coöperation of three subjects, such as a sign, its object, and its interpretant, this tri-relative influence not being in any way resolvable into action between pairs“ (CP:5.484,1907 in Goriée 1994:61, Hervorhebung in Goriée).

Auch in der Semiose sind im Interpretanten die drei Universalkategorien präsent: Die Kategorie der Ersttheit in der Möglichkeit bzw. Nicht-Möglichkeit im unmittelbaren Interpretanten, die Kategorie der Zweittheit im faktischen Sein des dynamischen Interpretanten und die Kategorie der Drittheit im So-Sein-Müssen, das zum finalen Interpretanten gehört. Semiose kann dennoch nicht die im finalen Interpretanten angelegte letzte und endgültige Semiose-Stufe und damit endgültige Bedeutung des Zeichens erreichen, da dies das Ende des semiotischen Zeichenprozesses bedeuten würde und der prognostizierte endlose Interpretationsprozess beendet wäre. Damit bestünde nicht mehr die Möglichkeit, dass ein weiterer Inter-

pret das (alte) Zeichen neu interpretiert und damit eine weitere Semiose in Gang setzt (vgl. Gorrée 1994:61).

Short (1986:119ff. zit. in Gorrée 1994:61) sieht laut Gorrée daher den letzten, endgültigen Interpretanten als hypothetisches Konstrukt, in dem es keine Differenz mehr zwischen Zeichen und Objekt gibt und womit der Semiose die Grundlage fehlt. Short spricht von einem „non-ultimate“ (Short 1986:119ff. zit. in Gorrée 1994:61) logischen Interpretanten, der dem letzten vorgelagert ist, aber dem peirceschen Ausdruck der „final opinion“ (Short 1986:119ff. zit. in Gorrée 1994:61) entspricht, sich jedoch noch in einem fortdauernden Zeichenprozess entwickelt. Es besteht also zumindest hypothetisch die Möglichkeit, dass das Zeichen Teil einer unendlichen durch Interpretation zusammenhängenden Zeichenkette ist. Damit das Zeichen weiter bestehen kann und immer neues Wissen über es akquiriert wird, muss der Prozess der Semiose endlos, zielgerichtet, doch gleichzeitig auch nicht abgeschlossen sein (vgl. Gorrée 1994:61).

Der Interpret wurde von Peirce nicht explizit zum vierten Korrelat des Zeichens gemacht. Dennoch existierte für Peirce ein Interpret, der nicht unbedingt ein bestimmter Mensch oder ein bestimmter Geist sein musste. Die Vorstellung des Interpreten war für Peirce eher verbunden mit der Vorstellung eines abstrakten „quasi-mind“ oder „quasi-interpreter“ (Gorrée 1994:62). Ein interpretierendes Element, sei es menschlicher oder anderer Natur, sei es real oder potenziell, ist für den Prozess der Semiose notwendig, denn ohne ein solches Element könnte sich das Zeichen nicht entwickeln und auch kein neues Wissen über das Objekt schaffen (vgl. Gorrée 1994:62).

In diesem Kapitel wurde die peircesche Zeichentheorie in ihren Grundzügen vorgestellt und soll nun auf klassische translationswissenschaftliche Fragen angewandt werden.

3. Translation aus Perspektive der peirceschen Semiotik

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, wie Gorrée (1994) die peircesche Zeichentheorie auf unterschiedliche Fragen der Translationswissenschaft angewandt hat. Dabei wird in den Unterkapiteln untersucht, welche Erkenntnisse durch die Betrachtung der jakobsonschen Arten der Translation aus peircescher Perspektive gewonnen werden können, welche Perspektiven die peircesche Zeichentheorie auf die Frage der Äquivalenz bietet und wie der Translationsprozess aus semiotischer Perspektive analysiert werden kann.

3.1. Die drei jakobsonschen Arten der Translation aus peircescher Perspektive

Zunächst sollen die drei Arten der Translation nach Jakobson vorgestellt werden, um diese dann aus der Perspektive der peirceschen Zeichentheorie zu analysieren. Wird die peircesche Zeichentheorie einschließlich der drei peirceschen Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit auf die drei jakobsonschen Formen der Translation angewandt, so kann der jakobsonsche Ansatz in einen breiteren erkenntnistheoretischen Kontext eingebettet werden. Die jakobsonschen Formen der Translation gehen dabei in der peirceschen Zei-

chentheorie auf und können als unterschiedliche Realisierungen im Sinne der peirceschen genuinen bzw. degenerierten Semiose betrachtet werden (vgl. Gorlée 1994:157). Ein Blick auf die drei möglichen jakobsonischen Translationsprozesse eines sprachlichen Zeichens aus der Perspektive der peirceschen Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit kann zu neuen Informationen über diese Zeichenprozesse führen (vgl. Gorlée 1994:148).

Jakobson selbst hat früh Elemente der peirceschen Zeichentheorie auf Fragen der Linguistik und Poetik angewandt. Dabei wurde der Versuch unternommen, die peircesche Semiotik zu binären Gliederungen, wie sie der Strukturalismus kennt, umzuformen und sie an diesen anzupassen¹ (vgl. Gorlée 1994f.). Gorlée widmet sich jedoch nicht dieser Perspektive, sondern untersucht, wie die drei Arten der Translation als semiotische Prozesse betrachtet werden können, und was für die Bedeutungsgenerierung charakteristisch ist (vgl. Gorlée 1994:148).

3.1.1. Drei Formen der Translation eines sprachlichen Zeichens

Jakobson unterscheidet wie auch bei Gorlée (1994:165f.) zu sehen ist, zwischen drei Möglichkeiten, ein sprachliches Zeichen zu übertragen: Es kann innerhalb der gleichen Sprache in andere Zeichen derselben Sprache übertragen werden, es kann in Zeichen einer anderen Sprache oder aber auch in ein nicht-sprachliches Zeichensystem übertragen werden. Die drei unterschiedlichen Arten der Translation bezeichnet er als interlinguale, intralinguale und intersemiotische Translation (vgl. Jakobson 1959:127). Jakobson definiert die Formen der Translation wie folgt:

- „1 Intralingual translation or rewording is an interpretation of verbal signs by means of other signs of the same language.
- 2 Interlingual translation or translation proper is an interpretation of verbal signs by means of some other language.
- 3 Intersemiotic translation or transmutation is an interpretation of verbal signs by means of signs of nonverbal sign systems.“ (Jakobson 1959:127, Hervorhebung im Original)

Intralinguale Translation bedient sich der Synonyme oder Paraphrasen innerhalb einer Sprache, doch sind Synonyme und Paraphrasen nicht unbedingt Äquivalente.

Bei interlingualer Translation zeichnet sich ein ähnliches Problem ab, da es keine völlig äquivalenten Kode-Einheiten in zwei unterschiedlichen Sprachen gibt. Ganze Botschaften können jedoch adäquate Interpretationen von Kode-Einheiten bilden (vgl. Jakobson 1959:127). Meist werden ganze Botschaften der einen Sprache in ganze Botschaften der anderen Sprache übertragen, es handelt sich also um zwei äquivalente Nachrichten in zwei unterschiedlichen Kodes (vgl. Jakobson 1959:127). Dabei kann es zu vielfältigen Problemen im Translationsprozess kommen, da sich Sprachen auf verschiedenen Ebenen in ihren Strukturen unterscheiden, jedoch ist es möglich, jede kognitive Erfahrung in einer anderen

¹ Eine Analyse dazu ist in Gorlée (1994:148-156) zu finden.

Sprache auszudrücken und daher ist Translation an sich möglich (vgl. Jakobson 1959:127-131). Diese Überlegungen müssen sich nicht auf sprachliche Zeichen auf Wortebene beschränken, sondern können auch auf ganze Texte angewandt werden: Für Jakobson (1959:127) ist „the meaning of any linguistic sign [...] its translation into some further, alternative sign“.

3.1.2. Rekapitulation der Zeichenkategorien

Die Zeichenkategorien sollen in aller gebotenen Kürze noch einmal für die Vorbereitung der folgenden Gedankengänge genannt werden. Zeichen, die zur Kategorie der Drittheit gehören, werden bei Peirce als Symbole oder „thought-signs“ bezeichnet. Die Verbindung zwischen dem Zeichen und dem Objekt ist bei Symbolen willkürlicher und konventionalisierter Art. Nur Nachdenken ermöglicht eine Interpretation. Diese Zeichen repräsentieren damit die Kategorie der Drittheit (vgl. Gorlée 1994:157).

Ein Zeichen, das ein Index ist, hat in sich eine Verbindung zu seinem Objekt: Es verweist auf dieses und kann nicht ohne das Objekt existieren, das Objekt muss immer vorhanden sein, damit es interpretiert werden kann. Ein Ikon besitzt eine Ähnlichkeit mit dem Objekt, sodass das Objekt direkt im Geiste aufgerufen wird, ohne dass es notwendig wäre nachzudenken. Die Ähnlichkeit kann sich in der Farbe oder der Form zeigen, aber auch in der Beziehungsstruktur der einzelnen Teile zum Ganzen (vgl. Gorlée 1994:157).

Die Verbindung der Zeichen im engeren Sinne und ihrer Objekte entspricht auch den Charakteristika der drei Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit. So kennzeichnet das Ikon sowohl reale als auch vorgestellte Dinge, das Index bezeichnet konkrete Dinge, die es auch mit der Realität verbindet und das Symbol stellt eine logische Beziehung zwischen Objekt und Zeichen her, ermöglicht es, darüber nachzudenken und Schlüsse zu ziehen (vgl. Gorlée 1994:158).

Die drei Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit können ebenso wie die drei Zeichenkategorien gleichzeitig als miteinander verbundene Akteure auftreten. Das Denken geht im Geist immer mit Gefühlen, Bildern, Vorstellungen oder anderen als Zeichen fungierenden Elementen einher, sei es, dass diese Resultat innerer Zustände sind oder in visueller Form auftreten. Auch das Nachdenken selbst ist immer auf einen Referenzpunkt in der Wirklichkeit angewiesen, um Zeichen sein zu können (vgl. Gorlée 1994:158).

Für die peircesche Zeichentheorie gilt daher, dass ein Zeichen, welches ein Symbol ist, sowohl zum Teil ein ikonisches Zeichen als auch ein Index ist. Das Zeichen, das ein Index ist, enthält auch Elemente eines Ikons. Für das Zeichen bedeutet dies, dass es keine Sache ist, sondern eine Beziehung, die sich in Zeit und Raum entfaltet. Die Beziehung besteht zwischen diesen drei Elementen, wobei eines der Elemente die Hauptfunktion innehat und größere Bedeutung für die Zeichenfunktion hat als die anderen beiden Elemente (vgl. Gorlée 1994:158). Daher entspricht eine genuine Semiose der Universalkategorie der Drittheit, da sie das Symbol als ihr Hauptelement hat. Die Semiose, in der Index und Ikon als Elemente der Zweitheit bzw. Erstheit wesentlich sind, wäre eine degenerierte Semiose ersten Gra-

des oder eine einfach degenerierte Semiose bzw. eine degenerierte Semiose zweiten Grades oder doppelt degenerierte Semiose (vgl. Gorfée 1994:158).

Diese Feststellungen sind für sprachliche Zeichenprozesse wesentlich, wie etwa die unterschiedlichen Arten der Translation nach Jakobson. Sprachliche Zeichen sind zuallererst allgemeine, konventionelle Zeichen und daher vor allem Symbole. Sie beinhalten jedoch auch Elemente des ikonischen Zeichens und des Indexes (vgl. Gorfée 1994:158).

Wird Translation als kognitiver Prozess verstanden, kann das Translat als eine von vielen möglichen Manifestationen eines komplexen sprachlichen Zeichens gesehen werden. Anhand des Translats ließe sich dann beobachten, wie im Resultat eines sprachlichen Prozesses Elemente des Symbols, des Indexes und des Ikons kombiniert werden und in ihren unterschiedlichen Überlappungen Bedeutung entstehen lassen (vgl. Gorfée 1994:158).

Die drei Formen der Translation sollen nun aus der peirceschen zeichentheoretischen Perspektive betrachtet werden. Dabei entspricht der intralinguale Translationsprozess der genuinen Semiose, die interlinguale Translation der einfach degenerierten Semiose und die intersemiotische Translation der doppelt degenerierten Semiose (vgl. Gorfée 1994:159)

3.1.3. Intralinguale Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet

Gegenstand der intralingualen Translation sind mentale Konzepte, die als Zeichen zur Kategorie der Drittheit gehören. Der Fokus der intralingualen Translation liegt darauf, Äquivalente im Sinne der peirceschen Zeichentheorie zu bilden. Dies geschieht in einer abstrakten, geistigen Dimension, wo das genuine Zeichen hauptsächlich Symbolcharakter hat. Das Objekt ist hierbei unabhängig vom Zeichen und steht daher in einer willkürlichen Verbindung zu ihm. Das Zeichen verweist dabei weder auf das Objekt noch bildet es dieses ab. Durch immer weitere Translationsprozesse werden immer mehr Informationen über das Objekt gewonnen und damit wird eine Annäherung an sein vollständiges Informationspotenzial erreicht (vgl. Gorfée 1994:159). Die Semiose, die dabei stattfindet, geschieht

„... by virtue of law, usually an association of general ideas, which operates to cause the Symbol to be interpreted as referring to that Object. It is thus itself a general type or law, that is, a Legisign. As such it acts through Replica. Not only is it general itself, but the Object to which it refers is of a general nature“ (CP:2.249, 1903 zit. in Gorfée 1994:159).

Bei der Verwendung von Sprache sind Objekt und Zeichen „thrown together“ (CP:2.297, ca. 1895 zit. in Gorfée 1994:159) und werden gleichzeitig verwendet. Dies geschieht immer auf freiwilliger Basis, jedoch durch Übereinkunft und hat den Zweck, Kommunikation effizient zu gestalten (vgl. Gorfée 1994:159).

Intralinguale Translation wird durch die konventionellen, aber immer noch flexiblen Handlungsmuster, denen Sprache folgt, möglich gemacht. Die intralinguale Translation zeigt dabei deutlich, dass es innerhalb eines sprachlichen Zeichensystems verschiedene Arten gibt, auf die ein Objekt repräsentiert werden kann (vgl. Gorfée 1994:159).

Es wird außerdem deutlich, dass der Sprachgebrauch durch sozialen Konsens geregelt werden sollte, damit Sprache als flexibles Kommunikationsmittel fungieren kann. Dafür sind Entscheidungen, Regeln und Strategien wesentlich. Ein sprachlicher Code ist jedoch vielfältig einsetzbar und sollte neben dem regelgeleiteten Element auch ein Element beinhalten, das die konsensuale Übereinkunft brechen kann, um neue und bessere Übereinkünfte zu schaffen. Aus peircescher Perspektive haben diese neuen Verhaltensgewohnheiten, also die intralingualen Translate, einen mindestens ebenso hohen Wahrheitswert wie die ursprünglichen Zeichen, da sie deren logische Interpretanten sind. Das neue Zeichen ist dabei in einer bestimmten Kommunikationssituation effizienter (vgl. Gorlée 1994:159f.). Es kann daher als „more developed“ (CP:2.228, ca. 1897 zit. in Gorlée 1994:160) bezeichnet werden. Das Ideal jedes intralingualen Translationsprozesses ist jedoch, ein peircesches Argument oder eine unfehlbare Verhaltensgewohnheit zu generieren (vgl. Gorlée 1994:160).

In der peirceschen Trichotomie von Rheme, Dikent und Argument, die die Beziehung zwischen dem Zeichen und dem logischen Interpretanten beschreibt, ist ein Argument ein „sign of reason“ (Gorlée 1994:59). Es ist daher wesentlich für logisches Schlussfolgern und damit auch für Translationsprozesse.

Betrachtet man die intralingualen Translate aus dieser Perspektive, sieht man, dass auf Ebene der Lexik, der Syntax und auf Textebene Argumente als gesetzartige Zeichen ihre Funktionen entfalten. Diese Zeichen, die hauptsächlich zur Universalkategorie der Drittheit gehören, werden dabei durch den sprachlichen Translationsprozess, der ebenfalls zur Kategorie der Drittheit zählt, zu einem Zeichen, das für den Kontext passender, aber dabei immer ein Äquivalent und ein genuiner Interpretant ist. Die Bedeutung, die etwas innerhalb eines Diskurses hat, wird dabei für Jakobson über den zweifachen Kontext definiert (vgl. Gorlée 1994:160). Intralinguale Translation ist also der Translationsprozess eines sprachlichen Zeichens

„where no cross-systemic transfer takes place, but only intrasystemic substitution. Since one contextual pole remains untouched, and hence unchanged, this should enhance (at least in principle) the performance of the translator/interpreter“ (Gorlée 1994:160).

Da eine Einbettung in ein neues sprachliches System nicht notwendig ist, sollte in diesem Translationsprozess die Arbeit des Translators noch besser werden. Im Prozess der Semiose entwickelt sich dabei das Zeichen weiter und verbessert seine kommunikative Funktion. Dabei besteht jedoch auch eine indexalische und eine symbolische Beziehung zum ersten Zeichen, da das Translat einerseits auf dieses verweist, aber den Kontext erweitert und in seiner Struktur ähnlich aufgebaut ist.

3.1.4. Interlinguale Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet

An interlingualen Translationsprozessen sind zwei Sprachen beteiligt. Während bei der intralingualen Translation der Symbol-Charakter der Zeichen wesentlich ist, spielt bei der interlingualen Translation der Symbol-Charakter noch eine Rolle, ist jedoch an den Kontext gebunden und hat daher auch Aspekte eines indexalischen Zeichens. Da das Element der

Universalkategorie der Zweitheit hier stark ausgeprägt ist, wird die genuine Semiose, die zur Kategorie der Drittheit gehört, verändert und steht jetzt näher bei der einfach degenerierten Semiose der Universalkategorie der Zweitheit (vgl. Gorlée 1994:160). „Interlingual code-switching displays the two-sided experience of linguistic polarity, comparison, and struggle“ (Gorlée 1994:160) und zeigt damit die Merkmale der Kategorie der Zweitheit auf. Bei der interlingualen Translation sind „two messages in two different codes“ (Jakobson 1959:233; 1971:262 zit. in Gorlée 1994:160) beteiligt. Es werden dabei sprachliche Tatsachen über Sprachgrenzen hinweg umgeschlüsselt und die beiden beteiligten sprachlichen Codes

„are made to meet, interact, and (eventually and ideally) interconnect, creating a new contextual structure. This is how different languages demonstrate their similarities and, especially, how they aim to overcome their differences“ (Gorlée 1994:160).

Diese Interaktion von zwei Sprachsystemen weist eindeutig die Merkmale der Kategorie der Zweitheit durch ihre Differenz auf. Die „equivalence in difference“ (Jakobson 1959:233; 1971:262 zit. in Gorlée 1994:160) wird dabei angestrebt, um die Kommunikation effizienter zu machen. Dies geschieht, indem ein sprachliches Zeichen so verändert wird, dass es in einen anderen sprachlichen Code passt und dem neuen Textrezipienten zugänglich ist (vgl. Gorlée 1994:160).

Gorlée (vgl. 1994:160) unterstreicht, indem sie sich auf die Sapir-Worf-Hypothese bezieht, die besagt, dass das Denken von der Sprache geprägt ist, bezieht, dass unterschiedliche Sprachen Sachverhalte und Dinge, also semiotische Objekte, unterschiedlich versprachlichen und darstellen. Für die Interlinguale Translation bedeutet dies, dass es notwendig ist, eine Form zu finden, die sich im Kontext der Zielsprache auf das semiotische Objekt auf möglichst ähnliche Weise wie die Ausgangssprache bezieht (vgl. Gorlée 1994:161).

„Interlingual translation is thus primarily concerned with breaking up and dislocating familiar sign-structures and relationships between signs, and with rearranging them meaningfully in the light of the new system. This makes interlingual translation into a semiotic encounter between two *Weltanschauungen*, an exercise in getting to terms, both in a non-empirical theoretical and in a practical problem-solving way, with alterity.“ (Gorlée 1994:161, Hervorhebung im Original)

Die Veränderung von bekannten Zeichenstrukturen und ihre Neugestaltung in einem zweiten Zeichensystem geschieht also im Prozess der interlingualen Translation und zeigt, dass entsprechend der Kategorie der Zweitheit, zwei Akteure, genauer, zwei Sprachen aufeinandertreffen, die sich trotz ihrer Unterschiedlichkeit um Äquivalenz von Zeichen über die Grenzen von zwei Sprachsystemen hinweg bemühen. Gorlée (vgl. 1994:161) grenzt sich dabei von der strukturalistischen Auffassung ab, dass Sprache und Kultur identisch sind und geht hier davon aus, dass Sprache Teil der Kultur ist und diese gleichzeitig repräsentiert.

Der peirceschen Zeichentheorie zufolge bestimmt das Objekt das Originalzeichen und dieses bestimmt den Interpretanten. Der Interpretant wird vom Zeichen allerdings nur bis zu einem gewissen Grad bestimmt. Bei Peirce gibt es immer ein Element der Unbestimmtheit. Dies führt dazu, dass Bedeutung bei Peirce immer Resultat eines sich entwickelnden logischen Prozesses und der damit einhergehenden Erkenntnis ist. Wendet man

dies nun auf die jakobsonsche interlinguale Translation an, wird deutlich, dass das peircesche Objekt nur aus der Perspektive des neuen Kontextes, also auf Grundlage des Translats, das dem neuen Interpretanten entspricht, erkannt werden kann. Der neue Interpretant und damit das Translat wird durch den sprachlichen Zielcode bestimmt, der wiederum in seiner Form bis zu einem gewissen Grad durch den Code der Ausgangssprache bestimmt wird. Im interlingualen Translationsprozess werden zwei Kontext-Grenzen überschritten. Das Zeichen entspricht dabei noch immer der Kategorie der Drittheit und ist ein sprachliches Zeichen, gehört allerdings einem anderen Sprachsystem an. Durch das Originalzeichen und den Interpretanten befindet man sich zwei Stufen von der Realität des Objekts entfernt, auf die sich das Zeichen bezieht (vgl. Gorfée 1994:161).

Der Interpretant hat laut Gorfée (vgl. 2004:161) hier als Resultat der interlingualen Translation nicht die Stärke eines peirceschen Arguments. Er entspricht einem einfach degenerierten Argument oder einer peirceschen Proposition. Die Proposition hat keinen so hohen Wahrheitswert wie das Argument. Bei der Proposition ist der Wahrheitswert eher intersubjektiv als objektiv. Eine Dikent bietet Informationen über das Objekt, sie ist „not an assertion, but a sign capable of being asserted . . . One subjects oneself to the penalties visited on a liar if the proposition asserted is not true“ (CP:8.337,1904 zit. in Gorfée 1994:161). Das bedeutet, dass die Möglichkeit besteht, dass die Proposition angenommen, aber auch abgelehnt werden kann. Eine Dikent ist bei Peirce eine praktikable Lösung, die immer durch eine neue bessere Dikent ersetzt werden kann (vgl. Gorfée 1994:161).

Durch die Dikent erhält man Informationen über das Objekt des Zeichens. Es ist ein dritter und logischer Interpretant. Es gehört also zur Kategorie der Drittheit, betont jedoch die Kategorie der Zweitheit innerhalb seiner Drittheit (vgl. Gorfée 1994:161). Ein Interpretanten-Zeichen, das eine Proposition ist, ist „a sign which separately indicates its object. Thus, a portrait with the name of the original below it is a proposition“ (CP:5.569,1901 zit. in Gorfée 1994:59).

Auf Translation bezogen, bedeutet dies laut Gorfée (1994:162), dass interlinguale Translationen und Neuübersetzungen durchaus ihren Sinn haben, denn sie sind „signs of linguistic life. If the steady stream of interlingual interpretants would, for whatever reason, come to an end, all verbal activity – the life of language, no less—would die“. Die interlinguale Translation ist also wesentlich für das Fortbestehen und die Weiterentwicklung der Sprache. Im Kontakt mit anderen Sprachen entspinnt sich der kreative und Neues erschaffende Lebensfaden der Sprache.

3.1.5. Intersemiotische Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet

Die dritte Art der Translation, die Jakobson nennt, ist die intersemiotische Translation und bezeichnet die Umschlüsselung von sprachlichen Texten in Codes, die nicht-sprachlicher Natur sind. Zu diesen Prozessen gehören unter anderem Translationsprozesse, die von einem sprachlichen Text ausgehend ein nicht-sprachliches Zeichen visueller Natur schaffen, wie es etwa in der Architektur, Malerei, Bildhauerei und Photographie der Fall ist, oder ein Text-Zeichen in einen auditiven Code übertragen, wie etwa in der Musik, oder in kinetische

Codes, wie etwa beim Ballett oder der Pantomime, oder in multimediale Codes, wie etwa im Fall der Oper oder des Films (vgl. Gorlée 1994:162).

Diese Prozesse, die Jakobson laut Gorlée als „transmutation“ bezeichnete, haben alle einen Ausgangscode in einer Sprache im linguistischen Sinne, der Zielcode ist jedoch kein verbaler Code. So kann die Lebenswelt des Menschen als aus architektonischen Zeichen, simpler bis äußerst komplexer Art, bestehend aufgefasst werden. Diese architektonischen Zeichen können auch als semiotische Zeichen betrachtet werden, die Nachrichtenträger sind. Die Übermittlung von Nachrichten ist jedoch eine zweitrangige Funktion. Wichtiger ist ihre nicht-semiotische Funktion, die in einer Zweckerfüllung besteht. Was für die Architektur gezeigt wurde, gilt in ähnlicher Art und Weise für die Musik. Damit Musik die Kriterien einer Sprache im linguistischen Sinne erfüllen könnte, müsste sie aus bedeutungsstragenden Lautsequenzen zusammengesetzt sein, die Morphemen, Worten, Sätzen, wie sie in einer linguistischen Sprache auftreten, entsprechen. Dann wäre auch die vernunftgeleitete Übertragung von Zeichen aus einem Code in einen anderen Code möglich (vgl. Gorlée 1994:162).

Die zweite Gemeinsamkeit bei den hier besprochenen Arten von intersemiotischer Translation ist, dass es sich bei allen diesen nicht-linguistischen Codes um Codes handelt, die dem Bereich der Kunst zugeordnet werden können. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu linguistischen Codes, die sich vor allem über die Wahrnehmungskategorie der Drittheit ausdrücken. Bei Zeichen der Kategorie der Drittheit ist die Interpretation immer vernunftgeleitet (vgl. Gorlée 1994:162). Bei der Interpretation von künstlerischen Codes dagegen ist die „quality of feelings“ (CP:1.43,1896 zit. in Gorlée 1994:162) wesentlich. Daher drücken sich künstlerische Codes hauptsächlich über die Kategorie der Ersttheit aus. Sie kommunizieren über den ersten Eindruck und brauchen keine vernunftgeleitete Interpretation. Trotz allem spielt aber auch die Kategorie der Drittheit eine Rolle bei künstlerischen Zeichen und zwar in Form von Codes, Vermittlung und Regeln, wie sie ihre Erschaffung bestimmen (vgl. Gorlée 1994:162).

Peirce argumentierte, dass Künstler, eben weil sie sich vor allem mit zur Kategorie der Ersttheit gehörenden Zeichen befassen, das Unbestimmte, das Undefinierte zum Ausdruck bringen wollen. Dafür sind im kreativen Prozess jedoch auch erwähnte Regeln, die zur auf der Ratio basierenden Kategorie der Drittheit gehören, notwendig (vgl. Gorlée 1994:162).

Die Kategorie der Ersttheit bestimmt die Wirkung von Zeichen, die Ikone sind. Daher bestimmt sie auch künstlerische Zeichen, die ebenfalls Ikone sind. Die Kategorie der Ersttheit entspricht dem unmittelbaren und nicht interpretierten Erfahren von Sinneseindrücken und geht jeglichem Denken voraus. Zeichen der Ersttheit okkupieren den Geist vollständig durch ihre Expressivität bzw. Impressivität. Reine Ersttheit ist unabhängig von Gedanken, jedoch beschränken sich Kunstwerke in ihrer Zeichenwirkung nicht ausschließlich auf die Wahrnehmungskategorie der Ersttheit. Sie gehen darüber hinaus, da auch über sie nachgedacht werden kann (vgl. Gorlée 1994:162f.). Peirce formulierte das folgendermaßen:

„I venture to think that the esthetic state of mind is purest when perfectly naïve without any critical pronouncement, and that the esthetic critic founds his judgements upon the result of throwing himself back into such a naïve state – and the best critic is the man who has trained himself to do so the most perfectly.“ (CP:5.111,1903 zit. in Gorrée 1994:163)

Über eine Perzeption der Kunst, die sowohl Elemente der Erstheit als auch der Dritttheit beinhaltet, sagte er auch:

„ . . . it seems to me that while in esthetic enjoyment we attend to the totality of Feeling – and especially to the total resultant Quality of Feeling presented in the work of art we are contemplating-- yet it is a sort of intellectual sympathy, a sense that there is a Feeling that one can comprehend, a reasonable Feeling [sic]. I do not succeed in saying exactly *what* it is, but it is a consciousness belonging to the category of Representation, though representing something in the Category of Quality of Feeling.“ (CP:5.113,1903 in Gorrée 1994:163, Hervorhebung in Gorrée)

Auch wenn künstlerische Zeichen damit weniger in einer öffentlichen als vielmehr in einer privaten Sphäre des Gefühls kommunizieren und auch in ihrem Zeichencharakter als selbstständig und in sich abgeschlossen betrachtet werden können, transportieren auch sie Wissen und können Gegenstand intellektueller Aktivitäten und damit auch theoretischer Auseinandersetzungen sein. Daraus folgt auch, dass sie auf unterschiedlichste Weise interpretiert werden können (vgl. Gorrée 1994:163). „Qualities of feeling show myriad-fold variety“, so Peirce, „[t]his variety however is in them only insofar as they are compared and gathered in collections. But as they are in their presentness, each is sole and unique; and all the others are absolute nothingness to it“ (CP:5.44,1903 zit. in Gorrée 1994:163).

Intersemiotische Translation zeigt sich in ikonisch determinierten Zeichen, die Symbolcharakter haben, oder anders gesagt, im doppelt degenerierten Symbolcharakter der Zeichen und daher einem Zusammenwirken der scheinbar unvereinbaren Kategorien der Dritttheit und Erstheit (vgl. Gorrée 1994:163). Intersemiotische Translation ist damit die „problematic symbiosis of thought and instinct, mind and body“ (Gorrée 1994:163).

Jakobson erkannte die Möglichkeit der intersemiotischen Translation an, sah aber auch ihre Beschränkungen:

„We can refer to the possibility of transposing *Wuthering Heights* into a motion picture, medieval legends into frescoes and miniatures, or *L'après-midi d'un faune* into music, ballet, and graphic art. However ludicrous may appear the idea of the *Iliad* and *Odyssey* in comics, certain structural features of their plot are preserved despite the disappearance of their verbal shape. The question whether Blake's illustrations to the *Divina Commedia* are or are not adequate is a proof that different arts are comparable. . . In short, manypoetic [sic] features belong not only to the science of language but to the whole theory of signs, that is, to general semiotics.“ (Jakobson 1960:350-351 zit. in Gorrée 1994:163, Hervorhebungen in Gorrée)

Dies bedeutet für Jakobson, dass „[a] symbol may be translated into an icon and vice versa, but of course only with a certain approximation“ (Jakobson 1971:268 zit. in Gorrée 1994:163f.). Eine Art von Zeichen, hier Symbole eines sprachlichen Codes, die zur Universalkategorie der Dritttheit gehören, können also in Ikone, die Zeichen der Erstheit sind, hier grafische Arbeiten, übersetzt werden. Der Prozess ist auch in umgekehrter Richtung möglich. Wesentlich ist es, zu sehen, dass Ausgangs- und Zielcode das Objekt auf völlig unterschiedliche Art und Weise in ihren Kontext einfügen. Obwohl die Kontextualisierungen in

den jeweiligen Codes unterschiedlich sind, weisen sie auch gewisse Ähnlichkeiten auf (vgl. Gorrée 1994:164): [I]n intersemiotic translation mental facts, general concepts, signs of Thirdness, are replaced with sensorily perceived, precognitive qualities, which are equally general, but this time embodied in Firsts“ (Gorrée 1994:164).

Im intersemiotischen Translationsprozess wird ein sprachliches Zeichen, das eine willkürliche Verbindung zu seinem Objekt aufweist, durch ein Zeichen ersetzt, das sein Objekt durch eine auf Ähnlichkeit basierende Verbindung repräsentiert. Häufig wurde argumentiert, dass immer die ein oder andere Form der Ähnlichkeit zwischen zwei Elementen festgestellt werden könne. Dies gilt insbesondere für die Kunst, denn hier ist die Entstehung der Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Objekt ein äußerst selektiver und subjektiver Prozess. Der Entstehungsprozess der Ähnlichkeit und diese selbst können jedoch nicht endgültig definiert werden. Sie bieten daher kein festes Fundament für Transcodierungsprozesse, deren Ziel es noch immer vor allem ist, Äquivalenzbeziehungen zu schaffen. Der Translator hat hier daher in der Mehrfachrolle, die er als Hörer sowie als Leser, Interpret und Umschlüsseler innehat, noch immer großen Spielraum bei der Interpretation (vgl. Gorrée 1994:164).

Toury konstatierte, dass wenn „no relation between codes, nor between codified parts/elements [exists], it follows that innumerable different acts of translating may be performed on one source text, each yielding a different product“ (Toury 1986:1119 zit. in Gorrée 1994:164). Gorrée (vgl. 1994:164) wendet diese Feststellung auf intersemiotische Translationsprozesse an und bemerkt, dass damit jeder der möglichen Interpretanten im künstlerischen Translationsprozess eine Nachricht enthält, die ein Äquivalent zur Ausgangsnachricht bildet. Die neue Nachricht basiert jedoch nicht auf Tatsachen und rationalem Denken, sondern fokussiert sich auf „expressiveness, the beauty of pure emotion“ (Gorrée 1994:164). Im Mittelpunkt steht die Kategorie der Erstheit und mit ihr das peircesche „Pure Play of Musement“ (CP:6.452ff,1908 zit. in Gorrée 1994:164). Die Kategorie der Zweitheit und der Drittheit sind so weit abgemildert oder komplett verdrängt, dass sie kaum eine Rolle spielen. „Pure Play of Musement“ ist für Peirce (CP: 6.452ff., 1908 zit. in Gorrée 1994:164) eine Tätigkeit des Geistes:

„The particular occupation I mean . . . may take either the form of aesthetic contemplation, or that of distant castle-building (whether in Spain or within one's own moral training) or that of considering some wonder in one of the Universes, or some connection between two of the three, with speculation concerning its cause . . . this last kind . . . I will call . . . 'Musement'.“ (CP:6.458,1908 zit. in Gorrée 1994:164, Auslassungen Gorrée)

Das „Universe“ war dabei für Peirce „a receptacle or class of Subjects“ (CP:4.545,1906 zit. in Gorrée 1994:165). Die Universen teilte er in drei Kategorien auf, wobei „The first comprises all mere Ideas, those airy nothings of which the mind of poet, pure mathematician, or another *might* give local habitation and a name within that mind“ (CP:6.455,1908 zit. in Gorrée 1994:165, Hervorhebung in Gorrée). „The second Universe is that of the Brute Actuality of things and facts“ (CP:6.455,1908 zit. in Gorrée 1994:165) und das dritte Universum „comprises everything whose being consists in active power to establish connections between different objects, especially between objects in different Universes“ (CP:6.455,1908

zit. in Gorrée 1994:165). Intersemiotische Translation als reine Form des „Pure Play“ (CP:6.458,1908 zit. in Gorrée 1994:165) ermöglicht es dem Interpreten, Spekulationen und Assoziationen, die auf Ähnlichkeiten basieren, Raum zu geben, ohne dass diese eine endgültige Form annehmen müssen. Diese entsprechen auch Jakobsons „subjective intangibles“ (Jakobson 1971:494 zit. in Gorrée 1994:165).

Durch intersemiotische Translation entstehen Interpretanten, die laut Peirce Rheme sind. Das sind Zeichen, die Zeichen der Möglichkeit sind. Sie haben keinen Wahrheitsanspruch, sind aber auch nicht falsch oder richtig und vermitteln keine Informationen über das Objekt. Daher haben sie nur einen geringen Wahrheitswert (vgl. Gorrée 1994:59; Gorrée 1994:165). Ein Rheme „leaves its Object, and *a fortiori* its Interpretant, to be what it may“ (CP:2.95,1902 zit. in Gorrée 1994:59, Hervorhebung in Gorrée). „[Q]ualitative Possibility“ (CP:2.250,ca.1903 zit. in Gorrée 1994:59) ist dabei ein wesentliches Charakteristikum des Zeichens, das die Vielzahl der ihm inhärenten Möglichkeiten beschreibt und einen geringen Wahrheitswert hat. Der Werbespruch *Coke is It* ist ein gutes Beispiel für ein Zeichen, das einen Interpretanten hat, der ein Rhema ist, denn das *It* in der Werbung wird nicht genauer definiert und kann daher von Rezipienten als eine schier endlose Zahl von Dingen interpretiert werden (vgl. Gorrée 1994:59).

Da es für den Interpretanten der intersemiotischen Translation nicht um Wahrheit oder Unwahrheit geht, obwohl er die Basis für den Wahrheitswert in der Zukunft legt, ist intersemiotische Translation „a rudimentary hypothetical argument“, das eine Möglichkeit suggeriert, indem sie auf die Möglichkeit hinweist, ohne sie zu benennen oder zu erklären. Darin liegt auch das Anziehende der intersemiotischen Translation begründet, denn sie „relies on artistic force“ (MS318:52,1907 in Gorrée 1994:165). Über den Interpretanten, der ein Rheme-Zeichen ist, wird weder gesprochen noch wird er gedeutet, er ist einfach präsent. Sinnliche Zureden und Verführungskunst sind hier wesentlich, jedoch ohne den Anspruch anleiten oder durch Argumente überzeugen zu wollen. Kunst ist nicht dazu da, um erklärt zu werden, am wichtigsten sei es, sie zu spüren (vgl. Gorrée 1994:165).

Es wurden die drei jakobsonischen Arten der Translation aus peircescher Perspektive analysiert. Dabei wurden die unterschiedlichen möglichen Verbindungen zwischen Objekt (Realität), Zeichen (Original) und Interpretant (Translat) dargestellt und es wurde betrachtet, zu welchen Wahrnehmungskategorien die Translate gehören. Es wurde deutlich, dass die Informationen, die durch diese Arten der Semiose generiert werden, unterschiedlichen Wahrheitswert haben.

3.1.6. Translationsprozesse und Informationsgewinnung als evolutionäre Prozesse

Dieses Unterkapitel untersucht, wie die Informationsgewinnung in Translationsprozessen aus peircescher Perspektive betrachtet werden kann und wie die drei jakobsonischen Arten der Translation in diesem Prozess verbunden sind.

Jakobson schrieb über den Informationsverlust bei interlingualen Translationsprozessen:

„Because the information required by the English and Russian grammatical pattern is unlike, we face quite different sets of two-choice situations; therefore a chain of translations of one and the same isolated sentence from English into Russian and vice versa could entirely deprive such a message of its initial content. The Geneva linguist S. Karcevski used to compare such a gradual loss with a circular series of unfavorable currency transactions. But evidently the richer the context of a message, the smaller the loss of information.“ (Jakobson 1959:236; 1971:264 zit. in Gorfée 1994:165)

Ein einzelner Satz wird also in einer Reihe von Translationsprozessen Elemente seiner Bedeutung verlieren. Wenn eine Nachricht jedoch in einen reichhaltigen Kontext eingebettet ist, ist dieser Informationsverlust geringer.

Jakobson fügte im Hinblick auf die interlinguale Translation hinzu: „Languages differ essentially in what they *must* convey and not in what they *may* convey.“ (Jakobson 1959:236, 1971:264 zit. in Gorfée 1994:166, Hervorhebung in Gorfée). Die Strukturen einer Sprache bestimmen also, was in einem Translationsprozess übertragen werden muss und unterscheiden sich dabei in den Informationen, die beachtet werden müssen. Jakobson bezog sich auf interlinguale Translationsprozesse. Gorfée sieht jedoch auch eine Möglichkeit, diese Sichtweise auf intralinguale und intersemiotische Translationsprozesse anzuwenden. Laut Gorfée ist Jakobson überzeugt, dass in Translationsprozessen vor allem die gesetzesartigen, unveränderlichen und konstanten Elemente des Informationsgehalts übertragen werden, also Elemente der Kategorie der Drittheit und dass in diesem Prozess Informationen verloren gehen müssen (vgl. Gorfée 1994:166). Es ist jedoch für Gorfée denkbar, dass diese Interpretation des jakobsonschen Standpunktes zu kurz greift, da er sicher die peircesche evolutionäre Perspektive kannte, die die Kategorie der Drittheit sich aus der Kategorie Zweitheit und diese sich aus der Kategorie der Erstheit entwickeln sieht. Betrachtet man diesen Entwicklungsprozess, wird sichtbar, dass Unveränderlichkeit in verbaler Sprache, aber auch außerhalb von ihr, aus der Möglichkeit zur Unterschiedlichkeit entsteht. Die drei Kategorien, die aufeinander aufbauen, unterscheiden sich und ein Teil davon sind die Elemente der Kategorie der Drittheit, die Jakobson beschreibt. Es wird deutlich, dass es keine Unveränderlichkeit gibt, die in sich nicht auch Elemente der Möglichkeit zur Unterschiedlichkeit trägt, die weniger determiniert sind und den Zeichencharakter beeinflussen, wie sie durch die Kategorien der Erstheit und Zweitheit gegeben sind. Voraussetzung für und Teil von intralingualen Translationsprozessen sind also sowohl interlinguale als auch intersemiotische Translation, die zu diesen Kategorien gehören. Intersemiotische Translation ist damit, auch wenn sie als zur Kategorie der Erstheit zugehörig und als am wenigsten genuine Semiose mit dem geringsten Wahrheitswert erachtet werden kann, Grundlage für alle Translationsprozesse (vgl. Gorfée 1994:166). Mit Peirce gesprochen, ist sie „beginning and end of all conception“ (CP:1.548, 1867 zit. in Gorfée 1994:166).

Semiose, die aus einem Translationsprozess besteht, ist, allgemein gesagt, ein teleologischer Prozess, der sich mit Wahrheitsfindung befasst. Das Ziel dieses Prozesses ist es, sich an das Objekt als den Teil des Zeichens anzunähern, in dem die Bedeutung liegt, durch die Erschaffung einer ganzen Reihe von Interpretanten. Die drei unterschiedlichen Arten der

Translation haben aus peircescher Perspektive einen unterschiedlichen Wahrheitswert und sind damit hierarchisch geordnet. Den höchsten Wahrheitswert hat intralinguale Translation, dann kommt die interlinguale Translation und schließlich die intersemiotische Translation. Diese Reihung zeigt sich auch in der Möglichkeit der Translationsarten, Informationen über das Objekt zu erhalten. Interlinguale Translation schließt dabei als Mittelstufe zwischen intralingualer und intersemiotischer Translation, wenn man Peirce folgt, einerseits intersemiotische Translation mit ein, während ihr andererseits die intralinguale Translation vorgereicht ist, in der sie selbst enthalten ist (vgl. Gorlée 1994:166f.).

Die intersemiotische Translation ist eine degenerierte Form der Semiose, da sie die kreative Übertragung von Merkmalen der Kategorie der Erstheit des Ausgangszeichens zum Ziel hat, das zur Kategorie der Drittheit gehört. In diesem Prozess gehen viele Informationen verloren, da sich die intersemiotische Translation auf die Kategorie der Erstheit konzentriert und die anderen Kategorien vernachlässigt. Dieser Informationsverlust kann nur bis zu einem gewissen Grad durch die künstlerische Qualität und den damit gewonnenen Informationswert des neuen Interpretanten kompensiert werden. Kreativität und Neuheit, und damit die ihm inhärenten Möglichkeiten für unterschiedliche Interpretationen, sind die Stärke des durch intersemiotische Translation entstandenen Zeichens, nicht Information und Gedanken (vgl. Gorlée 1994:167).

In interlingualen Translationsprozessen werden vorwiegend verbale Gegebenheiten, einschließlich ihrer qualitativen Merkmale, übertragen. Interlinguale Translation gehört zur Kategorie der Zweitheit und enthält auch Elemente der Kategorie der Erstheit. Als Semiose manifestiert sie sich nicht in einem rein rationalen Zeichen, sondern bleibt eine degenerierte Semiose, „stuck mid-way between irrationality and rationality, reason and instinct“ (Gorlée 1994:167). Finden mehrere interlinguale Translationsprozesse nacheinander statt, kommt es, wie Jakobson befand, zu Verlusten im Bereich der Bedeutungsübertragung. Diese sind unumgänglich, insbesondere wenn der Untersuchungsgegenstand eine Reihe aufeinanderfolgender Translate ist (vgl. Gorlée 1994:167).

Intralinguale Translation hat als ihr Resultat einen Interpretanten, der zur Kategorie der Drittheit gehört und sich im Geist realisiert („mind-set“, Gorlée 1994:167) und zu dem ein Element der Kategorie der Zweitheit gehört („fact-set“, Gorlée 1994:167), also die interlinguale Translation, der wiederum bis zu einem gewissen Grad ein Element der Erstheit („mood-set“, Gorlée 1994:167), also intersemiotische Translation, inhärent ist.

In diesem Unterkapitel wurde analysiert, wie die drei Arten der Translation miteinander verwoben sind und welche Form von Informationen sie jeweils generieren.

3.1.7. Informationsverlusten entgegenwirken: Translation als triadischer Prozess

In diesem Unterkapitel soll untersucht werden, wie dem Informationsverlust, der in Translationsprozessen gegeben ist, begegnet werden kann. Durch die peirceschen Überlegungen zur Unterscheidung von Ideen wird zunächst die Verbindung zwischen den Kategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit dargestellt. Daraufhin soll gezeigt werden, dass die drei Arten der Translation auf die gleiche Art verbunden sind wie die drei Universalkategorien und

durch eine Rücksichtnahme auf alle drei dieser Kategorien im Translationsprozess Informationsverlust verhindert werden kann.

Der peircesche Essay „A new list of categories“ (1867) erläutert laut Gorrée (vgl. 1994:167) die peircesche Theorie zur Unterscheidung von Ideen. Laut dieser Theorie, die auf erfahrbaren und logischen Grundsätzen beruht, gibt es drei Stufen der Unterscheidbarkeit von zwei unterschiedlichen Ideen: Sie können durch Dissoziation (*dissociation*), durch Absonderung (*prescission* oder *precision*) und Diskriminierung (*distinction*) voneinander unterschieden werden (vgl. Gorrée 1994:167)

Dissoziation bedeutete für Peirce, dass „consciousness of one thing, without the necessary simultaneous consciousness of the other“ (CP:1.549,W2:50,1867 zit. in Gorrée 1994:167) bestehen kann. Dies entspricht der Möglichkeit, sich die Farbe Rot ohne die Farbe Blau vorzustellen (vgl. Gorrée 1994:167). Auf der Stufe der Absonderung entsteht eine Trennung, wenn in „any possible universe“ (CP:1.549,n.1;W2:50,1867 zit. in Gorrée 1994:167) zwei eng miteinander verknüpfte Ideen getrennt werden können. So stellt man sich Raum und Farbe häufig gleichzeitig vor, jedoch ist es auch möglich, sich Raum ohne Farbe vorzustellen. Für Peirce besteht die Möglichkeit des „uncolored space“ (CP:1.549;W2:51,1867 zit. in Gorrée 1994:167). Farbe dagegen kann nicht ohne Raum gedacht werden. Diskriminierung ist eine Kategorie, in der es möglich ist, zwischen zwei Ideen, die eine ohne die andere nicht existieren können, zu unterscheiden, so wie zwischen *offen* und *geschlossen*. Es kann zwischen den Bedeutungen unterschieden werden, wobei die eine jedoch nicht von der anderen getrennt werden kann, da die Manifestation der einen den Ausschluss der anderen bedeutet (vgl. Gorrée 1994:167).

Diese Trichotomie zeigt auch, wie Peirce die drei Universalkategorien verbunden sah. Diese Kategorien können, da sie voneinander abhängen, nicht diskriminiert werden im Geist, doch sie können unabhängig voneinander betrachtet werden. Dies allerdings nur in einer bestimmten Reihenfolge. Die Kategorie der Erstheit kann von der Kategorie der Zweitheit und der Drittheit in dieser Form getrennt werden, sie geht ihnen voraus. Die Kategorie der Zweitheit kann, da sie der Drittheit vorausgeht, von dieser getrennt werden. Doch Erstheit geht der Zweitheit voraus und so kann Zweitheit nicht von ihr getrennt werden, ebensowenig kann die Kategorie der Drittheit von der Kategorie der Zweitheit getrennt werden. Jedoch können die Kategorien als solche logisch voneinander unterschieden werden (vgl. Gorrée 1994:168).

Dies hat auch Konsequenzen für Translationsprozesse: Ein mentales Zeichen der Drittheit, wie es etwa der peircesche Satz „The dog is black“ (CP:1.548ff;W2:50ff,1867 zit. in Gorrée 1994:168) ist, enthält einige Eindrücke, die sowohl auf empirischer als auch logischer Ebene verarbeitet werden müssen und dies muss in der Reihenfolge geschehen, in der die unterschiedlichen Elemente durch Absonderung voneinander unabhängig gemacht werden können. Es ist nicht möglich, dieses Zeichen, das ein Symbol ist, durch den Prozess der Semiose in ein anderes mentales Konzept zu übertragen, wenn nicht vorher sein reales Objekt, also der Hund,

„is duly recognized, decoded, transcoded, and contextualized into an equivalent symbolized object, and unless, prior to this, the quality of the image-feeling underlying its verbalization and (con)textualization (blackness in ‚is black‘) has first been adequately attended to, decoded and transcoded“ (Gorlée 1994:168, Hervorhebung in Gorlée).

Dies zeigt, dass wenn alle drei Universalkategorien im Translationsprozess, so wie es vonnöten ist, miteinbezogen werden, Informationsverlust verhindert werden kann. Durch die Fähigkeit, Informationen zu generieren, wirkt die Semiose dem Informationsverlust darüber hinaus entgegen. Da die Semiose in der intersemiotischen Translation am stärksten degeneriert ist, ist hier auch der Informationsverlust am höchsten. In der intralingualen Translation ist der Informationsverlust dagegen am geringsten, da hier die Semiose am wenigsten degeneriert ist. Das zeigt, dass die Bedeutungsmöglichkeiten des Zeichens am weitestgehendsten in der intralingualen Translation, die vor allem im Bereich der genuinen Semiose der Kategorie der Drittheit stattfinden, untersucht und verwirklicht werden können (vgl. Gorlée 1994:168).

3.2. Äquivalenz

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, welche Perspektiven die peircesche Zeichentheorie auf translationswissenschaftliche Fragestellungen zur Äquivalenz, dem Translationsprozess und seinen Phasen sowie der Rolle des Translators im Translationsprozess bieten kann.

3.2.1. Äquivalenz in der Translationswissenschaft und in der peirceschen Semiotik

Gorlée (vgl. 1994:170) sieht in der translationswissenschaftlichen Literatur Äquivalenz, trotz der vielfältigen Definitionen und weiterer verwandter Begriffe, als Gleichheit zwischen Ausgangs- und Zieltext verstanden, auch wenn diese in jeweils unterschiedlichen Codes formuliert sind: Original und Translat sind hier „codifications of one piece of information, as logically and/or situationally interchangeable“ (Gorlée 1994:170). Gorlée zieht Toury heran und stellt „the invariant core“, der „a hypothetical construct only“ (Toury 1978:93 zit. in Gorlée 1994:170) ist, in Ausgangs- und Zieltext infrage.

Aus Perspektive der Semiotik ist vor allem der Interpretant für Äquivalenz relevant: Wenn aus einem Zeichen ein zweites Zeichen logisch abgeleitet wird, sind diese beiden Zeichen dynamisch äquivalent (vgl. Gorlée 1994:173). Peirce beschreibt die Verbindungen zwischen Objekt, Zeichen und Interpretant unter anderem folgendermaßen:

„A sign . . . is an object which is in relation to its object on the one hand and to an interpretant on the other in such a way as to bring the interpretant into a relation to the object corresponding to its own relation to the object. I might say ‚similar to its own‘ [,] for a correspondence consists in similarity; but perhaps correspondence is narrower.“ (PW:2,1904 zit. in Gorlée 1994:173)

Das Zeichen schafft im Geiste des Rezipienten ein „equivalent sign, or perhaps a more developed sign” (CP:2.228,1897 zit. in Gorrée 1994:174). Bei dieser Form der Äquivalenz handelt es sich nicht um eine Art der

„one-to-one correspondance as in Firstness (iconicity) and, in a different modality in Secondness but with the one-to-many correspondance that obtains whenever a sign ‚gives birth‘ to an interpretant (or rather a series of interpretants)“ (Gorrée 1994:173).

Auf Aussagen angewandt bedeutete das: „An equivalent of a proposition is the same proposition differently materialized. For the proposition consists in its meaning” (MS 599:62,ca.1902 in Gorrée 1994:174). Wenn damit zwei unterschiedlich realisierte Aussagen mit gleicher Bedeutung äquivalent sind, folgert Gorrée, ist für die Interpretation, respektive Translation, die Bedeutung eines Zeichens wesentlich und nicht Sprache oder Kode, in dem es formuliert ist (vgl. Gorrée 1994:174). Auch die Aussage, dass „two signs whose meanings are for all possible purposes equivalent are absolutely equivalent” (CP:5.448,n.1,1906 in Gorrée 1994:174) zeigt, dass die peircesche Äquivalenz-Vorstellung auf einen Zweck gerichtet und damit durch die Universalkategorie der Drittheit bestimmt ist (vgl. Gorrée 1994:174).

3.2.2. Die Frage nach Äquivalenz zwischen Original und Translat aus semiotischer Perspektive betrachtet

Im Unterschied zur translationswissenschaftlichen Konzeption des Äquivalenzbegriffs, die für Gorrée Austauschbarkeit von Ausgangs- und Zieltext postuliert, sind Original und Translat aus semiotischer Perspektive Zeichen einer endlosen semiotischen Zeichenkette, die aus immer weiteren Interpretanten besteht.

Das Original ist logisch und zeitlich das erste Zeichen in diesem Intervall der unendlichen Zeichenkette. Der aus ihm entstehende und durch ihn hervorgerufene Interpretant, der gleichzeitig neues Zeichen ist, ahmt nicht die Objekt- oder Zeichenstruktur nach und ist auch keine willkürliche Struktur, die dem Objekt aufoktroziert wird, sondern ist das „law or habit (weak or strong)“ (Gorrée 1994:171), auf Grundlage dessen Zeichen und Objekt verbunden werden und Semiose möglich gemacht wird.

Semiose ist ein kontinuierlich fortschreitender Prozess und damit nicht umkehrbar. Die Rückkehr an einen logisch und zeitlich vorausgehenden Punkt im Prozess der Semiose ist unmöglich und damit ist auch die Möglichkeit einer Rückübersetzung, die für die Austauschbarkeit von Original und Translat notwendig wäre, ausgeschlossen. Durch Semiose wird das Original-Zeichen wesentlich verändert. Der semiotische Prozess macht es außerdem möglich, mehr über das dynamische Objekt zu erfahren, auf das beide Zeichen (Original und Translat) verweisen, das aber außerhalb der Semiose bleibt. Austauschbarkeit von Original und Translat würde implizieren, dass es zunächst zu einem Wissenszuwachs und dann bei der Rückübersetzung zu einer Wissensreduktion käme (vgl. Gorrée 1994:171).

Damit würde Translation als reine Nachahmung, in der es nur um Entsprechungen geht, die Bedeutungsmöglichkeiten eines Zeichens verkennen, da sie nur aus dessen Erstheit schöpfen würde (vgl. Gorrée 1994:171). Für diese Form der Translation ist das Zeichen nur ein Zeichen, das zwar zur Kategorie der Drittheit gehört, jedoch kein genuines, sondern ein degeneriertes Zeichen ist (vgl. Gorrée 1990 zit. in Gorrée 1994:171).

Laut Gorrée (vgl. 1994:171) würde ein Versuch, semiotische Substanz im neuen Zeichen unverändert bewahren zu wollen, sei es Bedeutung, Information, Ideen, Inhalt, etc., im Widerspruch zu dem stehen, was Translation leisten sollte: „the sign-and-code enriching confrontation between sameness and otherness“ (Gorrée 1994:171).

Da semiotischen Prozessen kein feststehendes Schema zugrunde liegt, können sie in ihrem ständigen Fortschreiten auch nicht als eine Form der Nachahmung oder Wiederholung betrachtet werden. Ganz im Gegenteil: „Nay, exact conformity would be in downright conflict with the law [of habit]; since it would instantly crystallize thought and prevent all further formation of habit“ (CP:6.23,1901 in Gorrée 1994:171). Es soll nun betrachtet werden, wie sich Äquivalenz aus semiotischer Perspektive manifestiert.

3.2.3. Äquivalenz auf den Ebenen der drei peirceschen Universalkategorien

Entsprechend den drei Universalkategorien kann sich Äquivalenz als „qualitative equivalence“ (Erstheit), „referential equivalence“ (Zweitheit) und „significational equivalence“ (Drittheit) zeigen (Gorrée 1994:176). Als Nächstes folgen Ausführungen zu diesen drei möglichen Formen der Äquivalenz zwischen Zeichen, die zusammengefasst dann „semiotic (or more accurately, semiotic) equivalence“ (Gorrée 1994:176) genannt werden können.

3.2.3.1. Äquivalenz auf Ebene der Erstheit

Diese Form der Äquivalenz zeigt sich in der Wahrnehmungskategorie der Erstheit als „qualitative equivalence“ (Gorrée 1994:174): Zwei sprachliche, in unterschiedlichen Codes formulierte Zeichen können die gleiche äußere Struktur haben und somit auf Grundlage des gleichen Modells entstanden sein, das als solches nicht explizit erwähnt wird. Beide Zeichen sind in diesem Fall ein ikonisches Zeichen (vgl. Gorrée 1994:174). Für einen Ausgangstext und sein Translat, die jeweils zusammengesetzte, sprachliche Zeichen sind, gilt daher, dass sie in ihrer Ähnlichkeit auch ohne Kenntnis der (sprachlichen) Codes erfasst werden können, dass sie wesentliche Merkmale teilen (vgl. Gorrée 1994:174).

Ausgangstexte verschiedener Textsorten – etwa ein Ehevertrag oder auch ein Sonett – und ihr jeweiliges Translat können also Merkmale, wie etwa Länge, Absätze, Reimschema und Zeichensetzung, teilen. Diese ermöglichen über den ersten Eindruck den Schluss, dass es sich um ähnliche Zeichen handelt. Dies geschieht in der Wahrnehmungskategorie der Erstheit (vgl. Gorrée 1994:174).

Original und Translat können aber nicht, sei es etwa auf morphologischer oder syntaktischer Ebene, als ineinander umwandelbar betrachtet werden, da Letzteres immer auf Ersteres folgt. Das zweite Zeichen ist eindeutig der Interpretant des ersten Zeichens und geht aus diesem hervor. Die Unumkehrbarkeit semiotischer Prozesse bedingt auch die Unumkehrbarkeit der Beziehung Zeichen-Interpretant. Translationsprozesse sind für Gorrée (vgl. 1994:175) daher Entwicklungsprozesse.

Aus einem Zeichen können mehrere „quasi-synonymous equivalents (with mutually inconsistent terms)“ (Gorrée 1994:175) entstehen. Äquivalenz zwischen Zeichen und Interpretant manifestiert sich als qualitative Äquivalenz in der Wahrnehmungskategorie der Erstheit (vgl. Gorrée 1994:175).

3.2.4.2. Äquivalenz auf Ebene der Zweitheit

Auf Ebene der zum Objekt gehörenden Wahrnehmungskategorie der Zweitheit ist „referential equivalence“ (Gorrée 1994:175) möglich. Der Interpret hat über das Zeichen Zugang zum unmittelbaren Objekt, das wiederum auf das dynamische Objekt verweist: „The immediate object being the idea called up directly by a particular sign use, is only knowable through the sign“ (Gorrée 1994:176).

Die Verbindung zwischen unmittelbarem Objekt und Zeichen wird in der Kategorie der Zweitheit, die sich in ihrer Erstheit manifestiert, deutlich: Durch die Betrachtung des Kodes wird das Objekt sichtbar. Das Zeichen kann in jedem Kode oder Zeichensystem beheimatet sein. Das unmittelbare Objekt zeigt sich durch die wie auch immer geartete Manifestation des Zeichens. Über das Zeichen ist es dem Interpreten möglich, das Objekt zu erkennen, aber nur in dem Maße, in dem es sich im Zeichen zeigt. Um das unmittelbare Objekt erkennen zu können, ist es unumgänglich, den Kode des Zeichens zu kennen, denn ohne Kenntniss des Kodes ist kein Zugang zum unmittelbaren Objekt möglich und es ist unmöglich, etwas über das dynamische Objekt zu erfahren bzw. „to penetrate into the inner sanctum of its ‚deeper‘ signification“ (Gorrée 1994:176).

Translation ist ein semiotischer Prozess, an dem zwei Kodes, ein Ausgangs- und ein Zielkode, beteiligt sind. Damit ein Zeichen des Zielkodes ein Translat eines Zeichens des Ausgangskodes ist, müssen die unmittelbaren Objekte der Zeichen nicht identisch sein (vgl. Gorrée 1994:176). Da das unmittelbare Objekt the „idea which the sign is build upon“ (MS318:70,1907 zit. in Gorrée 1994:176) ist, kann das unmittelbare Objekt sich in unterschiedlichen Zeichen, die unterschiedlichen Kodes zugehören, unterschiedlich manifestieren (vgl. Gorrée 1994:176).

Dies impliziert, dass das unmittelbare Objekt „will be subject to change in and through the intercode semiosis of translation“ (Gorrée 1994:176) und dass es damit durch den Translationsprozess zu einem anderen unmittelbaren Objekt werden kann. Äquivalenz auf Ebene des unmittelbaren Objekts ist für Translationsprozesse daher ebensowenig notwendig wie Äquivalenz auf Ebene des Zeichens, also qualitative Äquivalenz. Weder auf Mikroebene (Sprache, Wort-Wort- und Satz-Satz-Entsprechungen) noch auf Makroebene

(auf Textebene also, im Bereich der Struktur oder Gliederung beispielsweise) ist Äquivalenz zwischen den unmittelbaren Objekten der Zeichen erforderlich (vgl. Gorlée 1994:176).

Äquivalenz ist damit nicht als starre, übertragbare Konstruktion, sondern als eine Art von „loose‘ sameness created through any kind of semiotic interpretation“ (Gorlée 1994:176, Hervorhebung im Original) zu verstehen. Dennoch müssen die beiden, den unterschiedlichen Kodes angehörenden Zeichen über die Verbindung zu ihren unmittelbaren Objekten, nach eingehender Analyse des Kontextes, zum gleichen dynamischen Objekt, das nicht übersetzt wird, führen. Das dynamische Objekt nimmt nicht am semiotischen Prozess teil, ist aber die Idee, auf der beide unmittelbaren Objekte und damit auch das Zeichen basieren (vgl. Gorlée 1994:176).

Damit dies geschehen kann, muss ein Zeichen in seinem Kontext betrachtet werden, denn dieser ermöglicht es, „linguistic, referential, ideological, etc. indications“ (Gorlée 1994:177) zu beziehen, um das Zeichen richtig zu verstehen. Nur innerhalb dieses Kontextes kann der Interpret über das unmittelbare Objekt zu Informationen über das dynamische bzw. reale Objekt gelangen (vgl. Gorlée 1994:177), „the real feeling, thing, event, phenomenon, thought or concept, which causes the sign relation but remains itself independent from it“ (Gorlée 1994:177).

Um etwas über das dynamische Objekt zu erfahren, muss das unmittelbare Objekt untersucht werden, denn es ist die „outward perceptible form in which the object manifests itself in the sign“ (Gorlée 1994:177). Dafür sind „‘experience’, ‘collateral observation’ (real or imagined), and skills such as ‘imagination and thought’“ (MS 318:77,1907 zit. in Gorlée 1994:177, Hervorhebungen in Gorlée) notwendig.

Das dynamische Objekt entspricht der hypothetischen Gesamtheit aller möglichen, auf es verweisenden unmittelbaren Objekte, die mit einem Zeichen verbunden sind. Das „primary sign“ und das „translated sign“ sind zwei dieser Manifestationen, die in zwei unterschiedlichen Kodes formuliert sind und meist unterschiedliche unmittelbare Objekte haben (Gorlée 1994:177).

Wie jede Kommunikation findet auch Translation als semiotischer Prozess in „a physical universe of social interaction“ statt (Gorlée 1994:177). Mit Peirce gesagt: „No man can communicate any information to another without referring to some experiences to be shared by him and the person whom he addresses“ (NEM3,2:770,1900 zit. in Gorlée 1994:177). Gemeinsame Erfahrungen in diesem Universum sind unumgänglich, um Zugang zum dynamischen Objekt zu erhalten und damit zur Bedeutung der Nachricht (vgl. Gorlée 1994:177).

Peirce gibt ein Beispiel dazu:

„I go into a shop and I say I want a ‘table’. I rely upon my presumption that the shop-keeper and I have undergone reactional experiences which though different have been so connected by reactional experiences as to make them virtually the same, in consequence of which ‘table’ suggests to him, as it does to me, a movable piece of furniture with a flat top of about such a height that one might conveniently sit down to work at it.“ (NEM 4:259,ca.1904 zit. in Gorlée 1994:177, Hervorhebung in Gorlée)

Das bedeutet laut Peirce:

„[W]hen there are both an utterer and an interpreter, the [dynamical object of the sign] is that which the former has in mind, but which it does not occur to him to express, because he well knows that the interpreter will understand that he refers to that, without his saying so.“ (MS318:69, 1907 zit. in Gorlée 1994:178, Ergänzung Gorlée)

Daraus geht Gorlée (1994:178) zufolge hervor, dass es für erfolgreiche Translationsprozesse, an denen zwei Kodes beteiligt sind, wesentlich ist, dass die Kommunikationspartner, auch wenn sie in unterschiedlichen Kodes verwurzelt sind, über gemeinsames Wissen über die „phenomena of the world in their different semiotic expressions“ (Gorlée 1994:178) verfügen.

Gorlée (1994:178) zufolge müssen, auch wenn Original und Translat als Zeichen betrachtet unterschiedliche unmittelbare Objekte haben, ihre dynamischen Objekte „be identically the same“ – idealerweise. Diese Gleichheit ist jedoch relativ, da sie bis zu einem gewissen Grad der Interpretation unterliegt. Die Verbindung zwischen den beiden dynamischen Objekten „must be mediated by a semiosis which makes it possible for one to be logical consequence of the other“ (Gorlée 1994:178).

3.2.4.3. Äquivalenz auf Ebene der Drittheit

Auf Ebene der Interpretanten entsteht „significational equivalence“ (Gorlée 1994:180) und wird damit der Universalkategorie der Drittheit zugeordnet. Peirce beschreibt das Entstehen dieser Form der Äquivalenz folgendermaßen:

„Indeed, the process of getting an equivalent for a term, is an identification of two terms previously diverse. It is, in fact, the process of nutrition of terms by which they get all their life and vigor and by which they put forth an energy almost creative – since it has the effect of reducing the chaos of ignorance to the cosmos of science. Each of these equivalents is the explication of what there is wrapt up in the primary -- they are the surrogates, the interpreters of the original term. They are new bodies, animated by the same soul. I call them the *interpretants* of the term. And the quantity of these *interpretants*, I term the *information* or *implication* of the term.“ (W1:464-465, 1866 zit. in Gorlée 1994:180f., Hervorhebungen in Gorlée)

Dementsprechend wird durch jeden Translationsprozess jenes, das implizit in einem Zeichen enthalten ist, Stück für Stück expliziter gemacht. Durch jeden neuen Interpretanten wächst das Wissen über das dynamische Objekt. Dieser Wissensgewinn äußert sich auch entweder im größeren denotativen Umfang oder in größerer konnotativer Tiefe des Interpretanten, verändert jedoch weder die bezeichneten Tatsachen noch die ihnen zugeschriebenen Merkmale. Gorlée (1994:181) bezieht sich hier auf Peirce (NEM4:241, ca. 1904 zit. in Gorlée 1994:181). Sind zwei Zeichen äquivalent, haben sie die gleiche denotative Breite. Zusätzlich können sie neben denotativem Umfang für ihren Wahrheitswert auch eine bestimmte konnotative Tiefe, wie sie durch Interpretation entsteht, benötigen oder nur ihren entsprechenden denotativen Umfang (vgl. Gorlée 1994:181).

Der Interpretant soll zwar das Gleiche über die Objekte auf gleiche Art und Weise aussagen wie das Zeichen, aus dem er entsteht, die Objekt-Zeichen-Beziehung und die Objekt-Interpretant-Beziehung jedoch verändern sich im Verlauf des fortschreitenden semiotischen Prozesses. Äquivalenz zwischen Zeichen und Interpretant ist damit strenggenommen unmöglich, da Wissenszuwachs, der das Ziel von Zeichenentstehung und Zeichenverwendung ist, zum Erliegen käme (vgl. Gorfée 1994:181).

Die gesamte menschliche Welt ist „perfused with signs, if it is not composed exclusively of signs“ (CP:5.448,n.1,1905 zit. in Gorfée 1994:181). Der Mensch kommuniziert mittels Zeichen und schafft dabei ständig neue Interpretanten, die neue Zeichen sind und aus denen durch Interpretation wieder neue Interpretanten entstehen (vgl. Gorfée 1994:181). Durch logisches Schlussfolgern entstehen ständig neue „significations (and thereby new truth values)“ und diese werden „probed, weighed, accepted, negotiated, defended, ignored, held in reserve, rejected, etc.“ (Gorfée 1994:181). Nur durch diese immer weiteren Interpretanten des Zeichens, dies schließt Translate mit ein, ist es möglich – mittels der Zeichen und ihrer unmittelbaren Objekte – etwas mehr über das dynamische Objekt zu erfahren und damit dem Ziel, das Zeichen in seiner vollständigen Bedeutung zu erfassen, näherzukommen (vgl. Gorfée 1994:181). Über die Schaffung von Äquivalenz auf Ebene der Interpretanten versucht also jede Form der Translation mehr über die Welt des Menschen, sei diese real oder vorgestellt, zu erfahren (vgl. Gorfée 1994:181f.).

3.3. Der Translationsprozess und seine Phasen

In diesem Kapitel soll der Translationsprozess aus semiotischer Perspektive betrachtet werden. Gorfée (vgl. 1994:182) erkennt dabei, dass der Translationsprozess in der Translationswissenschaft häufig als drei- bis vierstufiger, chronologischer Prozess erachtet wird. Dennoch müssen Schlüsse über Translationsprozesse mit dem Bewusstsein betrachtet werden, dass

„[s]ince we know very little of the inner, psychological mechanisms involved in translating, any single act of this kind of activity is in the position of a ‘black box’, that is, an open system whose internal structure can be guessed at, or tentatively reconstructed, only on the basis of the relationships between the entities established as its input and output“ (Toury 1986:1114 zit. in Gorfée 1994:182, Hervorhebung in Gorfée).

Trotz dieses Mangels an Wissen über psychologische Vorgänge im Translator ist eine Analyse mittels der Semiotik möglich, denn für Peirce sind, um semiotische Prozesse zu untersuchen, keine Kenntnisse über die Funktionsweise des menschlichen Geistes und die Vorgänge in ihm notwendig (vgl. Gorfée 1994:182). Peirce formulierte dazu:

„I am using *mind* . . . as synonym of Representation; and mind that this mind is not the mind that the psychologists mind if they mind any mind: I think they mainly talk about consciousness, in the sense of the first category, and hypothetical arrangements in the brain.“ (MS478:157,1903 zit. in Gorfée 1994:183; Hervorhebung in Gorfée)

Peirce untersuchte in diesem Prozess jedoch nicht die Kategorie der Ersttheit, sondern die Kategorie der Drittheit. Er betrachtete nicht, was sich im Inneren der touryschen Blackbox befindet und wie es sich abspielt (vgl. Gorrée 1994:183), sondern versuchte, die „inferential processes leading from premisses to conclusions“ (Gorrée 1994:183), also die logischen Beziehungen, darzustellen. Peirce bezeichnete diese Prozesse als „modes of action of the human soul“ (CP:6.144,1892 zit. in Gorrée 1994:183). Dabei ist es für Peirce wichtig, zu erfassen, wie durch logische Prozesse aus einem Zeichen ein anderes, weiteres Zeichen entsteht und erkennbar wird, dass es sich bei diesem Zeichenprozess um einen Wachstums- und Entwicklungsprozess handelt und nicht um verschiedene, voneinander abweichende Stadien geistiger Prozesse, wie sie die Psychologie erkennen würde (vgl. Gorrée 1994:183).

Für die weitere Vorgehensweise ist es wesentlich, die peircesche Semiotik als Untersuchung der „logical relationship between a particular sign on the one hand, and its interpretant or translated sign on the other“ (Gorrée 1994:183) zu sehen. Diese Beziehung kann abduktiver, induktiver oder deduktiver Natur sein. Tourys obiges Zitat weist darauf hin, dass der Translationsprozess, da er nicht einfach direkt untersucht werden kann, als eine abduktive Beziehung zwischen dem Zeichen und seinem Interpretanten verstanden werden sollte.

Peirce würde es jedoch nicht dabei belassen, denn obwohl abduktive Hypothesen auf instinktiven Erkenntnissen basieren, sind ihre Erklärungen häufig richtig, sodass diesen Erkenntnissen auch ein wesentliches Gewicht zukommen sollte (vgl. Gorrée 1994:183). Jedoch sollte diese Art von Hypothesen durch induktive Verfahren getestet werden, durch „experiments which bring to light the very facts to which the hypothesis had pointed“ (CP:7.218,1901 zit. in Gorrée 1994:183). Daraufhin kann nach Anwendung dieses induktiven Verfahrens Deduktion angewandt werden, um den Tatsachen zugrunde liegende Gesetze zu erkennen. Diese drei Arten des logischen Schließens müssen als in direkter Abhängigkeit zu den drei Universalkategorien und als Entsprechung zu den drei logischen Interpretanten auf Ebene der Beziehung zwischen Zeichen und Interpretant gesehen werden. Die drei logischen Interpretanten entsprechen dabei den Phasen im Translationsprozess, wie sie Gorrée bei Koller (1992⁴), Toury (1986) und Steiner (1975) erkennt. Im Folgenden soll diese Verbindung erörtert werden.

3.3.1. Der Translationsprozess als mehrstufiges Verfahren in der Translationswissenschaft

a) Kollers dreistufiges Modell aus semiotischer Perspektive

Gorrée (1994:184) analysiert den Translationsprozess, wie ihn Koller beschreibt: Er unterscheidet zwischen drei „Bearbeitungsstufen“, denen der „Rohübersetzung“, der „Arbeitsübersetzung“ und der „druckreifen Übersetzung“ (Koller 1997⁵:203). Gorrée (vgl. 2004:125) erkennt in Kollers sprachlichen Kriterien qualitative Kriterien. Diese Kriterien zeigen sich für Gorrée beim Übergang von einer Stufe zur nächsten in einer immer stärkeren Richtigkeit von unter anderem lexikalischen, syntaktischen und stilistischen Merkmalen (vgl. Koller 1997⁵: 203), die immer weiter zu „Genauigkeit, Richtigkeit und Adäquatheit“ (Koller 1997⁵:204) beitragen. Gorrée sieht in Kollers erster Version der Übersetzung eine

Art Entwurf der Übersetzung, die beschränkt eingesetzt werden kann und wenige Leser hat. Laut Gorlée (vgl. 2004:125) konzentriert sich diese auf Genauigkeit und fordert daher, dass der Inhalt der Rohübersetzung mit dem Inhalt des Ausgangstextes identisch sein muss, während andere Aspekte, wie etwa „Morphologie, Syntax, Phraseologie, Stil, Angemessenheit der Lexik“ (Koller 1997⁵:204), noch nicht vollständige Richtigkeit haben müssen. In der zweiten Stufe der Bearbeitung fordert Koller laut Gorlée neben Genauigkeit auch Richtigkeit als zu erfüllendes Kriterium, sodass Grammatik, Stil und Lexik ebenfalls korrekt sein müssen. Kollers druckreife Übersetzung zeigt für Gorlée die Merkmale von „Genauigkeit, Richtigkeit und Adäquatheit“ (Koller 1997⁵:204) und erfüllt durch entsprechendes Recherchieren und Nachdenken die höchsten Erwartungen (vgl. Gorlée 2004:125). Die Vorgaben dieses dreistufigen Prozesses sind jedoch sehr eng: Ausgehend von Genauigkeit im Hinblick auf enthaltene Informationen, über die Anpassung an den Zielcode, soll schließlich die Übereinstimmung mit den Vorgaben der Textsorte erreicht werden. Die Qualität der Arbeit des Translators kann nur beurteilt werden, wenn beachtet wird, dass die drei Bearbeitungsstufen aufeinander aufbauen und die Bewertung in Abhängigkeit der anderen Stufen stattfindet und mögliche externe Kriterien fehlen (vgl. Gorlée 2004:125). Für Gorlée kann Kollers Modell daher hauptsächlich auf Ausbildung und Praxis von Translatoren angewandt werden und ist für andere Zwecke von geringem Nutzen. Dennoch ist die Möglichkeit gegeben, die Rohübersetzung, die der ersten Bearbeitungsstufe entspricht, als ein Resultat der Abduktion zu sehen (vgl. Gorlée 2004:125). Die Rohübersetzung ist, so wie die Abduktion, „*impromptu in nature, originates in speculation, and has only provisional value*“ (Gorlée 2004:125).

Ebenso wie die drei Bearbeitungsstufen der Übersetzung von Koller, werden auch aus peircescher Perspektive Translate auf Basis von qualitativen Kriterien bewertet. Die Qualität der kollerschen Übersetzungen basiert jedoch auf der Nützlichkeit, die über die Position der intendierten Empfänger des Translats definiert wird (vgl. Gorlée 2004:125). Die Qualität eines Translats bei Peirce dagegen zeigt sich als „*truth-value in reference to some purpose of beauty (Firstness), usefulness (Secondness) or insight (Thirdness)*“ (Gorlée 2004:125, Hervorhebung in Gorlée). Für Gorlée (vgl. 2004:125) liegt die Stärke der Abduktion in der Möglichkeit von Schönheit, einem Merkmal, das Koller vernachlässigt, wenn nicht gar übergeht.

b) Tourys vierstufiges Modell und seine Betrachtung aus semiotischer Perspektive

Gorlée betrachtet auch Tourys vierstufiges Modell zum Translationsprozess:

- „(1) an indispensable *decomposition* of the initial entity up to a certain, varying level, and assigning its constituents at this level the status of ‘features’;
- (2) a selection of features to be retained, that is, the assignment of *relevance* to some part of the initial entity’s features, from one point of view or another;
- (3) the *transfer* of the selected, relevant features over (one or more than one) more or less defined semiotic border;
- (4) the *(re)composition* of a resultant entity around the transferred features, while assigning to them the same or another extent of relevancy.“ (Toury 1986:1114 zit. in Gorlée 2004:125f., Hervorhebungen in Gorlée)

Gorlée (vgl. 2004:126) sieht in diesem Modell im Gegensatz zum kollerschen, praxisorientierten Modell, dem es um die Qualität des Translats als Resultat geht, einen theoretischen Ansatz, der sich mit dem Prozess der Translation befasst. Ausgangspunkt für diesen Ansatz sei die Teilbarkeit des Textes in Einheiten, die als semiotische Zeichen Relevanz aufweisen können bzw. als Nicht-Zeichen keine Relevanz aufweisen. Die relevanten Zeichen werden dann übertragen, während für Gorlée (vgl. 2004:126) unklar bleibt, was mit den anderen Einheiten geschieht. Für Gorlée kommt es im Translationsprozess, wie Toury ihn beschreibt, zu „some form of erosion [...], whereby the semiotic substance can only be thinned in the successive semioses it undergoes, instead of becoming progressively richer in content, as Peirce would wish“ (Gorlée 2004:126). Gorlée sieht in dem touryschen Relevanzkriterium ein Mittel, das gefährlich und willkürlich ist. Es könne zwar auf intuitiven Prozessen basieren, was es zu einem abduktiven Verfahren machen würde, könne aber auch auf ideologischen Grundsätzen stehen und damit ein deduktives Verfahren sein. Insgesamt sieht Gorlée (vgl. 2004:126) darin ein Mittel, das nicht zur Wahrheit im peirceschen Sinne führt.

c) Steiners vierstufiges Modell aus semiotischer Perspektive

Gorlée (vgl. 2004:126) analysiert auch den Translationsprozess, wie ihn Steiner beschreibt. In Steiners vierfacher „hermeneutic motion“ (Steiner 1975:296 zit. in Gorlée 2004:126) erkennt Gorlée einen dreistufigen Prozess mit einer scheinbaren vierten Stufe. Gorlée sieht eine Ähnlichkeit zwischen Steiners erster Stufe und der peirceschen Abduktion: Auf der ersten Stufe käme es zu „initiative trust in the meaningfulness of the ‘other’ as yet untried, un-mapped alterity of statement in the text-to-be-translated. This trust will ordinarily be instantaneous and unexamined, but it has a complexe base“ (Steiner 1975:296 zit. in Gorlée 2004:126, Hervorhebung in Gorlée). Für Gorlée (vgl. 2004:126) ist das eine Beschreibung des Translationsprozesses, die der peirceschen Kategorie der Erstheit entspricht. In Steiners zweiter Phase im Translationsprozess „the initial trust is put to the test of confrontation“ (Gorlée 2004:126), wo in Steiners Worten das „manoeuvre of comprehension [becomes] explicitly invasive and exhaustive“ (Steiner 1975:298 zit. in Gorlée 2004:126, Ergänzung Gorlée). Für Gorlée wird der Text nun „attacked, as it were in its ‘otherness’, in an act of aggression in which we ‘break’ [its] code ... leaving the shell smashed and the vital layers stripped“ (Steiner 1975:298 zit. in Gorlée 2004:126, Ergänzungen und Hervorhebung Gorlée). Gorlée erkennt darin große Ähnlichkeit mit der peirceschen Universalkategorie der Zweitheit. Die dritte Stufe ist laut Steiner „incorporative, in the strong sense of the word ... embodiment ... [W]e come to incarnate alternative energies and resources of feeling“ (Steiner 1975:298-299 zit. in Gorlée 2004:126, Hervorhebungen Gorlée). Dies entspricht einer „comprehensive appropriation“ und kann laut Gorlée zu einer „complete domestication, an at-homeness“ der Translation in der Zielkultur führen oder zum Gegenteil, wo die Translation über „permanent strangeness and marginality“ in der Zielkultur verfügt (Steiner 1975:298 zit. in Gorlée 2004:127). Für Steiner kann Gorlée zufolge Translation auf dieser

Ebene als „sacramental intake“ oder als „infection“ (Steiner 1975:299 zit. in Goriée 2004:127) in der Zielkultur fungieren, jedoch bedeute dies, ihr fehle im Translationsprozess

„... its fourth stage, the piston-stroke, as it were, which completes the cycle. The a-prioristic movement of trust puts us off balance. We ‘lean towards’ the confronting text ... We encircle and invade cognitively. We come home laden, thus again off-balance, having caused disequilibrium throughout the system by taking away from ‘the other’ and by adding, though possibly with ambiguous consequence, to our own. The system is now off-tilt. The hermeneutic act must compensate. If it is to be authentic, it must mediate into exchange and restored parity“ (Steiner 1975:300 zit. in Goriée 2004:127, Hervorhebung in Goriée).

Steiners Modell entspricht für Goriée in seiner Endphase einem idealisierten Zustand, der im realen Translationsprozess nicht zu erreichen ist. Aus Perspektive der Semiotik betrachtet, erinnern die Stufen des steinerschen Translationsprozesses an die drei Interpretanten: den unmittelbaren, den dynamischen und den finalen Interpretanten (vgl. Goriée 1994:186).

Diese drei Interpretanten, die sich teilweise überschneiden und durch Folgern erzeugt werden, zeichnen sich für Goriée durch eine Steigerung des Grades der „hardness“ (CP:3.456ff.,1987 zit. in Goriée 2004:127) oder „solidity of belief“ (Goriée 2004:127) aus, die den peirceschen „three grades of clearness“ (CP:3.456ff.,1897 zit. in Goriée 2004:127) entsprechen. Diese drei Stufen zeigen den Prozess, der bei der Lösung von intellektuellen Problemstellungen stattfindet. Translationsprozesse gehören auch zu dieser Art von Prozessen, die Regeln folgen (vgl. Goriée 2004:127). Steiner beschreibt den Translator als jemanden, der über „radical generosity“ verfügt, die „will ordinarily, be instantaneous and unexamined“, jedoch „a complex base“ hat (Steiner 1975:296 zit. in Goriée 2004:127). Für Goriée erinnert das stark an abduktive Verfahren, wie sie bei Peirce zu finden sind: „[P]rimarily because it focuses on the role of the translator, who is involved in a mental activity closely linked with abduction , in a doing-and-making by more than trial and error“ (Goriée 2004:127).

3.3.2. Der Translationsprozess als Entwicklung der drei logischen Interpretanten

Die sprachlichen Formen der Translation haben es mit Zeichen zu tun, die durch andere Zeichen, also logische Interpretanten, interpretiert werden können. Es handelt sich daher um Prozesse, während derer der Sinn gedanklicher Vorstellungen/Ideen/Konzepte, also von Zeichen der Kategorie der Drittheit, erfasst wird. Translation ist ein möglicher Prozess, der diese Merkmale aufweist. Der Lösungsweg für intellektuelle Probleme besteht für Peirce in drei Stufen, die den drei logischen Interpretanten entsprechen und die nicht immer ganz klar zu trennen sind. Mit jeder Stufe wird die Vorstellung zu einer Fragestellung deutlicher und eindeutiger. In einem realen Translationsprozess kann dies als Indikator für die Qualität einer Übersetzung herangezogen werden (vgl. Goriée 1994:186), laut Goriée ähnlich den kollerschen Kriterien der „Genauigkeit, Richtigkeit und Adäquatheit“ (Koller 1997⁵:94).

Der erste logische Interpretant entsteht bei intellektuellen Problemstellungen „as a fleeting belief, a mere set of feelings“ (Gorlée 1994:187). Dieser flüchtige Eindruck entsteht

„ . . . when upon a strong, but more or less vague, sense of need is superinduced some voluntary experience of a suggestive nature; that being suggestive which has a certain occult relation to the build of the mind. We may assume that it is the same with the instinctive ideas of animals; and man's ideas are quite as miraculous as those of the bird, the beaver, and the ant. For a not insignificant percentage of them have turned out to be the keys of great secrets“ (CP:5.480,ca.1905 zit. in Gorlée 1994:187).

Um diese Art von Problemen zu lösen, wird eine Hypothese aufgestellt, es werden Vermutungen angestellt. Peirce vergleicht diese erste heuristische Phase bei wissenschaftlichen Fragestellungen mit intellektuellen Träumereien. Auf den Translationsprozess angewandt würde dies der eher von Instinkten als von der Vernunft gesteuerten Phase entsprechen, „when the text-sign first enters a receptive mind“ (Gorlée 1994:187). Der Geist eines erfahrenen Translators wird daraufhin beginnen, Ideen „spontaneously and with practiced ease“ zu generieren (Gorlée 1994:187). Dieses spontane Translat kann zwar als unvollkommen und vorläufig erachtet werden, es ist jedoch nichtsdestotrotz ein neues Zeichen, das Ausgangspunkt für eine weitere Semiose ist (vgl. Gorlée 1994:187).

Beim Menschen kann, im Gegensatz zu Tieren, der erste logische Interpretant, der eine reine Hypothese ist, weiterentwickelt werden und zu einem weiteren Ideenwachstum führen (vgl. Gorlée 1994:187). Der zweite logische Interpretant ist Resultat des „dash of cold doubt that wakens the sane judgment of the muser“ (CP:5.480,ca.1905 zit. in Gorlée 1994:187). Dieser Interpretant zeigt sich, indem experimentiert wird und Argumente abgewogen werden. Die Arbeitshypothese wird hier von einer rationalen Vernunft untersucht und gegebenenfalls bestätigt. Für den Translationsprozess bedeutet dies, dass die instinktiven Lösungen rational analysiert werden, um zu einem möglichen Translat unter vielen möglichen Translaten, das heißt, Lösungen des Problems zu kommen. Dieses Translat funktioniert im besten Fall in der Kommunikationssituation, für die es entstanden ist und ist sinnvoll. Es hat damit Bedeutung in der Zielkultur. Im schlechtesten Fall kann es aber zu Irritationen, einem Schock und Ablehnung kommen (vgl. Gorlée 1994:187).

Sofern ausreichend Zeit und die Möglichkeit zu weiterer konzentrierter Arbeit gegeben sind, kann ein routinierter Geist einen dritten logischen Interpretanten entstehen lassen. Dieser Interpretant kann als die beinahe ideale Lösung für das vorliegende Problem erachtet werden, die zu einem, möglicherweise vorläufigen, Ende der Semiose führt. Diese Art von Translat entspricht völlig den kommunikativen Konventionen der Zielkultur. Die neue Form des Zeichens hat die Probleme gelöst und ist zu einer harmonischen Konfiguration gekommen (vgl. Gorlée 1994:187f.). Der Geist ist nicht mehr in einem „state [of] activity . . . mingled with curiosity“ (NEM4:318,ca.1906 zit. in Gorlée 1994:188, Ergänzungen und Auslassungen Gorlée) und hört daher auf, weitere Interpretanten zu produzieren (vgl. Gorlée 1994:188).

Dieser Idealzustand sollte jedoch nicht ein künstliches Ende des Prozesses darstellen. Der dritte logische Interpretant ist nicht Zeichen einer festen Überzeugung, einer immer gültigen Norm, sondern noch immer ein intellektuelles Zeichen, dessen Hauptanliegen es ist, sich

weiterzuentwickeln und zu wachsen. Die soziale Gemeinschaft ist immer diejenige, die beurteilen kann, ob ein Zeichen endgültig ist, jedoch sind die Normen und Konventionen jeder sozialen Gemeinschaft veränderbar. Auch wenn die Semiose zu diesem Zeitpunkt zum Erliegen gekommen ist, kann nicht gesagt werden, dass der Translationsprozess seinen Endpunkt erreicht hat. Dieser scheinbare Moment der Endgültigkeit entspricht nur einer vorübergehenden Pause (vgl. Gorfée 1994:188).

Daher muss der semiotische Prozess weiterhin mit dem Bewusstsein betrachtet werden, dass er jederzeit wieder beginnen kann, zu welchem Zeitpunkt auch immer (vgl. Gorfée 1994:188):

„The sign would then be called upon to fulfill the explosive task of generating the one single unfailing habit with which the semiosis would definitely come to its end. This ultimate logical interpretant would embody the final truth-norm and would therefore no longer be placed in the triadic relation which characterizes the Peircean sign. A translation which would pretend to give final answers is, however, an alarming oxymoron, a sure sign that culture itself has, for instance by some irreversible catastrophic event, come to an end. This would make the actual production of a truly final ultimate translation a terminal matter, or sign of the death of the sign.“ (Gorfée 1994:188)

In diesem Unterkapitel sind die mehrstufigen Translationsprozesse von Koller (1992⁴ und 1997⁵), Toury (1986) und Steiner (1975) betrachtet und aus Perspektive der peirceschen Semiotik analysiert worden, bevor der Translationsprozess als Semiose, durch die drei aufeinanderfolgende logische Interpretanten generiert werden, untersucht wurde. Im nächsten Unterkapitel soll dargestellt werden, welche Rolle der Translator im Translationsprozess aus semiotischer Perspektive hat.

3.3.3. Die Rolle des Translators im Translationsprozess

Gorfée (vgl. 1994:188f.) erachtete, dass der Translator und seine Arbeit in der translationswissenschaftlichen Perspektive häufig verzerrt dargestellt worden sind. Während der Fachübersetzer als eine Art Handwerker betrachtet worden sei, sei der Literaturübersetzer, insbesondere jener der Lyrik, zu einem Künstler stilisiert worden. Unterschiedlichste Metaphern haben sich in diesem Spannungsfeld etabliert: Der Translator wurde als Kopist, Ministrant, Sklave, Sekretär, Bastler, Neu-Erschaffer, Mediator und anderes bezeichnet, was Gorfée zufolge seine Tätigkeit überhöhte oder schmälerete. Daher könne es als geboten erachtet werden, die Rolle des Translators aus der Perspektive der peirceschen Semiotik zu betrachten, um die Enden dieser diskrepanten Darstellungen einander anzunähern.

Der Translator hat eine Doppelfunktion inne, denn er ist gleichzeitig Empfänger der ursprünglichen Nachricht, also des Ausgangstextes, und Sender des Translats. Der Translator interpretiert das erste Zeichen und sendet das zweite, daraus entstandene Meta-Zeichen. In der Sprache der Semiotik gesagt, übernimmt der Translator zwei Funktionen: In seiner Rolle findet sich einerseits die Funktion, dass ein Zeichen für ein Objekt steht und gleichzeitig ein Interpretant über das Zeichen in Beziehung zu diesem gesetzt wird. Der gesamte semiotische Zeichenprozess findet sich in der Rolle eines einzelnen Translators (vgl. Gorfée 1994:189). Peirce sah diese Möglichkeit so: „ . . . two separate minds are not requisite for

the operation of a sign . . . [T]wo minds in communication are insofar 'at one', that is, are properly one mind in that part of them" (MS283:107, 1905-1906 zit. in Goriée 1994:189, Ergänzung und Hervorhebung Goriée). Er fügte hinzu, „[i]n the Sign they are, so to say, *welded*“ (CP:4.551, 1906 zit. in Goriée 1994:189, Hervorhebung in Goriée).

Für Peirce waren „neither an utterer, nor even, perhaps, an interpreter, [...] essential to a sign, characteristic of signs as they both are“ (MS318:58, 1907 zit. in Goriée 1994:189). Sender und Empfänger sind also nicht wesentlich für ein Zeichen, auch wenn sie daran teilhaben. Die peircesche Semiose ist eine triadische Handlung zwischen Objekt, Zeichen und Interpretant. Hier gibt es kein viertes und fünftes Element. Doch Peirce negierte auch nicht das Bestehen dieser Komponenten: Im Fall von sprachlichen Zeichen „there is some speaker, writer, or other sign-maker who delivers it; and he supposes there is, or will be, some hearer, reader, or other interpreter who will receive it“ (CP:3.433, 1896 zit. in Goriée 1994:189). Auch seine Zeichendefinition weist darauf hin, dass es einen Interpreten, einen Empfänger gibt, denn ein Zeichen ist „something which stands to somebody for something . . . It addresses somebody, that is, creates in the mind of that person an equivalent sign . . .“ (CP:2.228, 1897 zit. in Goriée 1994:190).

Dabei müssen jedoch drei Dinge beachtet werden: Den Sender der Nachricht und den Interpreten stellte sich Peirce nicht als Menschen oder gar einen bestimmten Geist vor. „A sign is whatever there may be whose intent is to *mediate between* an *utterer* of it and an *interpreter* of it, both being *repositories* of thought“ (MS318:206, 1907 zit. in Goriée 1994:190, Hervorhebung Peirce). Damit wird deutlich, dass sowohl der Verbreiter der Nachricht als auch der Interpret als abstrakte Ansammlungen von Gedanken-Zeichen zu sehen sind, die sie befähigen, mit anderen Zeichen umzugehen. Peirce bezeichnete dies als „theaters of consciousness“ oder auch als „quasi-minds“ (MS318:55, 1907 zit. in Goriée 1994:190), also einen Quasi-Geist. Semiose ist daher für Peirce etwas, das „not only happens in the cortex of the human brain, but most plainly happens in every Quasi-mind in which Signs of all kinds have a vitality of their own“ (NEM4:318, ca. 1906 zit. in Goriée 1994:190). Als Zweites ist zu beachten, dass der Interpret für die Semiose wichtiger ist als der Sender des Zeichens. Viele Zeichen haben keinen Sender, zumindest keinen, der eine Person oder sich seiner Funktion bewusst wäre (vgl. Goriée 1994:190). Peirce erklärte das anhand von „such signs as symptoms of disease, signs of the weather, groups of experiences serving as premisses, etc.“ (MS318:56-57, 1907 zit. in Goriée 1994:190). Dennoch ist ein Zeichen erst ein Zeichen, wenn es einen Interpreten gibt, in dem die Möglichkeit liegt, es zu interpretieren. Ein Zeichen, das, aus welchen Gründen auch immer, niemals interpretiert werden kann, kann nicht als Zeichen erachtet werden. Als Drittes ist zu bedenken, dass innerhalb des Geistes des Translators der Sender und Empfänger in einer sich entwickelnden dialektischen Beziehung stehen. Diese Beziehung kann als Dialog gesehen werden, wobei der Empfänger-Translator dem Sender-Translator übergeordnet ist. Dennoch dominiert der Interpretant, das neu entstehende Zeichen, die beiden Rollen des Translators: und zwar als Interpretant eines Zeichens, der zu einem weiteren Interpretanten wird (vgl. Goriée 1994:190).

Die peircesche Zeichentheorie ist vor allem eine Theorie der Zeicheninterpretation und steht damit im Gegensatz zur von Saussure inspirierten linguistisch orientierten Semiotik. Für Peirce wird das Zeichen durch seine Beziehungen bestimmt: zu sich selbst, zu seinem Objekt und auch zu seinem Interpretanten. Durch die Semiose entfaltet das Zeichen Stück für Stück seine Bedeutung (vgl. Gorrée 1994:190). Seine vollständige Bedeutung zu enthüllen, ist also prinzipiell möglich, „although it may lie only at the ideal and infinitely distant terminus of inquiry“ (Savan 1983:6 zit. in Gorrée 1994:191).

Da die peircesche Semiose eine sich selbst generierende triadische Handlung des Zeichens ist, ist ein Mensch als Sender oder Empfänger eines Zeichens nicht unumgänglich. Das Text-Zeichen ist aus peircescher Perspektive betrachtet, so wie jedes andere Zeichen im Sinne der Semiose, lebendig und sucht einen Geist, der es interpretieren kann, damit sich die Semiose weiter vollzieht. Das peircesche Zeichen ist ein aktives Zeichen. Die Tatsache, dass das peircesche Zeichen die Rolle des Interpreten weniger wichtig nimmt, mag es zunächst ungewöhnlich erscheinen lassen. In semiotischen Ansätzen, die auf der saussurschen Semiotik basieren, wird der Interpret als Subjekt perzipiert, das dem passiven Text-Zeichen, indem es Signifikat und Signifikant zusammenbringt, seine Bedeutung gibt. Die peircesche Zeichentheorie umfasst zwar die Rolle des Interpreten, jedoch ist dieser weniger wichtig (vgl. Gorrée 1994:191)

Für den Translationsprozess als semiotischen Prozess bedeutet dies, dass die aktive Rolle des Vermittlers nicht der Translator innehat, sondern die triadische Zeichenhandlung selbst. Die Semiose ermöglicht es dem Zeichen, seine Bedeutung zu entfalten (vgl. Gorrée 1994:191). Über die Beziehung zwischen Ideen und damit dem Denken und dem Menschen schrieb Peirce:

„[T]he idea does not belong to the soul; it is the soul that belongs to the idea. The soul does for the idea just what cellulose does for the beauty of the rose; that is to say, it [the cellulose] affords it [beauty] opportunity.“ (CP:1.216.1902 in Gorrée 1994:191, Ergänzungen Gorrée)

Für den Translationsprozess bedeutet dies für Gorrée (vgl. 1994:191), dass der Translator dazu da ist, Semiose möglich zu machen und nicht sie zu steuern. Das Zeichen übt seine Wirkung auf den Translator aus und beeinflusst ihn. Daher ist die üblicherweise vertretene Perspektive, dass der Translator das Zeichen interpretiert, aus peircescher Perspektive eine Fehldeutung, denn „the sign [...] translates itself“ (Gorrée 1994:191).

Der Translator wendet sich dabei nicht dem Text-Zeichen zu, sondern das Text-Zeichen wendet sich an den Translator und zwar nicht an den Translator als lebendige Person, sondern an den Translator als Geist, der auch nur ein Zeichen ist (vgl. Gorrée 1994:191f.). In der Erinnerung des Interpreten wendet sich das Text-Zeichen an „a particular remembrance or image“, das ein „mental equivalent“ (W1:466,1866 zit. in Gorrée 1994:192) des Zeichens ist. Es wendet sich also an seinen Interpretanten. „The whole function of the mind is to make a sign interpret itself in another sign“ (MS1334:44,1905 zit. in Gorrée 1994:192). Der Translator kann dabei verschiedene Merkmale haben, sein Geschlecht, seine Nationalität, seine ideologische Orientierung können sich unterscheiden, doch im Translationsprozess ist der Translator sicher kein von diesen Merkmalen bestimm-

tes System (vgl. Gorrée 1994:192). Das Zeichen im Translationsprozess, also das Text-Zeichen, ist daher „a living organism requiring translation for its survival and actively seeking a receptive mind capable of generating interpretants; without interpretive response the text-sign would die and disappear“ (Gorrée 1994:192).

Das bedeutet auch, dass maschinelle Translation aus peircescher Perspektive möglich ist. Peirce äußerte sich dazu folgendermaßen:

„ . . . if we had the necessary machinery to do it [translation], which we perhaps never shall have, but which is quite conceivable, an English book might be translated into French or German without the intervention of translation into the imaginary signs of human thought . . . Supposing there were a machine or even a growing tree which, without the interpolation of any imagination were to go on translating and translating from one possible language to a new one, . . .“ (MS283:97-98, 1905 zit. in Gorrée 1994:192, Ergänzungen Gorrée)

Der Translator ist daher im Wesentlichen als relativ passive Komponente zu betrachten, die den Translationsprozess nur unwesentlich beeinflusst (vgl. Gorrée 1994:192). Der Translator wird „carried in spite of [him- or herself] from one thought to another“ (CP:1.384, 1890-1891 zit. in Gorrée 1994:192, Ergänzungen Gorrée). Für Peirce ist laut Gorrée der Mensch selbst ebenso „a symbol, a process of communicating, knowing, and learning, as is the sign itself“ (Gorrée 1994:192) und weist damit die Charakteristika eines Zeichens auf. Daher sind alle Elemente, die an einem Zeichenprozess teilhaben, auch Zeichen. Weder Sender noch Empfänger sind im semiotischen Prozess autonom. Beide sind innerhalb dieses kommunikativen Prozesses ineinander umwandelbar. Auf gewisse Art und Weise braucht das Zeichen beide, um existieren zu können. Aus dieser Perspektive betrachtet, interpretieren sich alle Arten von Zeichen gegenseitig. Menschen, die Zeichen sind, interpretieren Menschen, die auch Zeichen sind, Menschen interpretieren auch andere Arten von Zeichen und werden von diesen interpretiert. Das Ganze ist ein generatives System, das sich selbst organisiert und immerzu erneuert (vgl. Gorrée 1994:192f.). Laut Gorrée (vgl. 1994:193) ist es ein pragmatischer Prozess, Ideen zu haben, also Zeichen, die Gedankencharakter haben, der zu einer Art Vertrag führt, in dem „men and words reciprocally educate each other; each increase of a man’s information involves and is involved by, a corresponding increase of a word’s information“ (CP:5.313=W2:241, 1868 zit. in Gorrée 1994:193). Die beteiligten Zeichen reichern sich also gegenseitig an.

Zwar ist es so, dass „[e]very utterance naturally leaves the right of further exposition in the utterer“ (CP:5.447, 1905 zit. in Gorrée 1994:193, Änderung Gorrée), doch hat trotz dieses Monopols auf Ausführung der Interpret das „privilege of carrying its [the sign’s] determination further“ (CP:5.447, 1905 zit. in Gorrée 1994:193; Ergänzung Gorrée 1994). Für den Translationsprozess, der als semiotischer Prozess betrachtet werden kann, gilt, dass der Translator als Zeichen „is given a limited freedom of interpretive action“ (Gorrée 1994:193).

Das zeigt auch folgende peircesche Aussage: „a sign which should make its interpreter its deputy to determine its signification at his pleasure would not signify anything, unless *nothing* be its significate“ (CP:5.448,n.1,1906 zit. in Gorrée 1994:193, Hervorhebung in Gorrée). Die Bedeutung eines Zeichens liegt also im Zeichen selbst und wird nicht durch den Interpreten geschaffen. Gorrée sieht in dieser Aussage einerseits, dass Translatoren, wenn sie auf sich selbst gestellt sind, keine Bedeutung schaffen können, jedoch verbindet sie dies auch mit der peirceschen Bemerkung, dass „the barbaric conception of personal identity must be broadend“ (CP:7.572,ca.1892, zit. in Gorrée 1994:193), denn:

„All communication from mind to mind is through continuity of being. A man is capable of having assigned to him a *rôle* -- no matter how humble it may be, -- so far he identifies himself with its Author.“ (CP:7.572,ca.1892 zit. in Gorrée 1994:193, Hervorhebung in Gorrée)

Der Translator hat daher aus peircescher Perspektive eine „problematic existence“ (CP:2.334,ca.1895 zit. in Gorrée 1994:193). Der Translator ist nicht der Experte, dem alle Antworten bekannt sind oder der zumindest so tun kann (vgl. Gorrée 1994:193). Nein, der Translator „needs to be the dedicated student of what transpires in the semioses in which he or she participates. The truly Peircean translator is intrigued, fascinated, or puzzled by the sign in front of him or her, even in love with it“ (Gorrée 1994:194). Auch der Geist des Translators muss offen für den semiotischen Prozess und gleichzeitig sein Gegenstand sein, er muss wachsen wollen und dabei an einem kontinuierlichen Lernprozess teilnehmen (vgl. Gorrée 1994:194).

Der Translator ist der „devotee of the sign, one whose desire consists in unconditional surrender to *its* needs and desires, rather than looking in the text-sign for opportunities to show off his or her own skills and talents“ (Gorrée 1994:194, Hervorhebung im Original). Kreative Liebe entspricht für Peirce, im Gegensatz zur Selbstliebe, die für ihn mit Gier gleichzusetzen ist, seinem Konzept der evolutionären Liebe, die ihre Wurzeln im Johannes-Evangelium hat (vgl. Gorrée 1994:194). Evolutionäre Liebe ist die Liebe,

„which teaches that growth comes only from love, from I will not say *self-sacrifice*, but from the ardent impulse to fulfill another's highest impulse. Suppose, for example, that I have an idea that interests me. It is my creation. It is my creature; . . . it is a little person. I love it; and I will sink myself in perfecting it. It is not by dealing out cold justice to the circle of my ideas that I can make them grow, but by cherishing and tending them as I would the flowers in my garden. The philosophy we draw from John's gospel is that this is the way the mind develops“ (CP:6.289,1893 zit. in Gorrée 1994:194, Hervorhebung in Gorrée).

Dieser Standpunkt entspricht dem peirceschen Synechismus, seinem evolutionären Untersuchungsprinzip, für das, wenn es auf einen forschenden Geist angewandt wird, etwa den eines Translators, gilt, dass Tatsachen nicht als isolierte Phänomene zu betrachten sind (vgl. Gorrée 1994:194), sondern als „a true continuum . . . whose possibilities of determination no multitude of individuals can exhaust“ (CP:6.170,1902 zit. in Gorrée 1994:194). Bezogen auf den Translator würde dies bedeuten, dass er teilhat an „a metaphysical cosmology in which meaning-potentialities, relationships, and generalities informing the sign are established which would escape the atomically-oriented mind“ (Gorrée 1994:194). Der Geist also, der einzelne, isolierte Fakten betrachtet, kann nicht erkennen, auf welcher vielfältigen Art und

Weise Bedeutungspotenziale, Verbindungen und allgemeingültige Regeln das Zeichen anreichern können (vgl. Gorlée 1994:194). Diese Beschreibung der Rolle des Translators macht es möglich, ihn aus einer anderen Perspektive zu betrachten, als jemanden, der selbstlos einen Liebesdienst vollbringt und so kann dem Translationsprozess als semiotischen Prozess eine weitere Dimension hinzugefügt werden (vgl. Gorlée 1994:194).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass, betrachtet man die traditionelle Frage der Translationswissenschaft nach einer treuen bzw. untreuen Übersetzung nicht mehr aus einer linguistischen, sondern aus einer philosophischen Perspektive, diese als redundant und mit einem fraglichen Erkenntnisgewinn behaftet gesehen werden kann. Diese Art der Fragestellung ist nämlich begrenzt, da sie sich auf eine Bedeutungsreproduktion im Translationsprozess konzentriert und nicht auf die Entwicklung und Realisierung des Bedeutungspotenzials eines Zeichens (vgl. Gorlée 1994:195).

Der Translator sollte laut Gorlée aus dem peirceschen Blickwinkel betrachtet als bloßer, anonymer Geist gesehen werden und diese Rolle auch akzeptieren. Dabei könnten sich Translatoren entschließen, ihren üblichen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen zu wollen und sich so für andere Vorgehensweisen entscheiden. Sie könnten sich am kreativen oder, aus anderer Perspektive betrachtet, vielleicht einfach irreführenden Prozess beteiligen (vgl. Gorlée 1994:195), in dem das „paradox of betrayal by augment“ (Steiner 1975:298 zit. in Gorlée 1994:195) Wirklichkeit wird. Diese Untreue kann sich auch in der Reduktion oder Deformation realisieren (vgl. Gorlée 1994:195). Andernfalls entstehen Transliterationen, also „dead replicas of the original“ (Gorlée 1994:195). Wenn Translation sich auf diese Ebene beschränkt, wird wirkliche Semiose unmöglich gemacht, da immer wieder Ähnlichkeiten produziert werden und sich das Zeichen nicht weiterentwickeln kann. In Translationsprozess sollten Hypothesen aufgestellt werden und in diesem Sinne sollten sie spekulativ sein. Dabei sollten sie von Fakten ausgehen, etwa einem vorliegenden Text, jedoch ohne eine konkrete Theorie. Das Ziel ist es dabei, einen Aufbau eines prognostischen Modells vorzuschlagen (vgl. Gorlée 1994:195). Dies soll jedoch ausgehend von „instinctive ‘reason’“ (Gorlée 1994:195, Hervorhebung im Original) geschehen. Instinktive Vernunft mag als eine widersprüchliche Forderung erscheinen. *Traduttore abductore* soll daher als neuer Sinnspruch zeigen, was die wichtigste Aufgabe des Translators aus einer peirceschen Perspektive sein sollte: die abduktive Arbeit im Translationsprozess. Translation und ihre Semiose werden damit zu einem Wagnis, doch wird dies niemals eine banale Tätigkeit sein. Für Texte, die durch einen Translationsprozess gehen, entsteht so die Möglichkeit, sich zu entfalten (vgl. Gorlée 1994:195).

In diesem Kapitel wurden die Äquivalenzfrage, der Translationsprozess und die Rolle des Translators aus semiotischer Perspektive betrachtet. Dabei wurde gezeigt, dass sich Äquivalenz auf den Ebenen der Wahrnehmungskategorie der Erstheit, Zweitheit und Dritttheit manifestieren kann. Der Translationsprozess kann in Verbindung mit der peirceschen Zeichentheorie als Abfolge von drei logischen Interpretanten erachtet werden, die mit ihrem Fortschreiten zu einem immer besseren Translat führen. Der Translator kann aus den klassischen Rollenzuschreibungen befreit werden und sich dem abduktiven Erkenntnisprozess hingeben, um dadurch das Wachstum des Zeichens zu fördern.

4. Semiotranslation

In diesem Kapitel soll „Semiotranslation“, wie Gorrée (1994:226) sie basierend auf ihren Erkenntnissen zur Verbindung zwischen Translation und peircescher Semiotik geprägt hat, vorgestellt werden, um dann das Text-Zeichen in der Semiose zu betrachten, das sich durch den semiotischen Prozess schließlich in einer Vielzahl von neuen Text-Zeichen realisiert. Gorrée stellt den Begriff Semiotranslation folgendermaßen vor:

„What I offer here to the community of scholars in terms of translational semiosis (which I will now rename ‘semiotranslation’) is a reasoned but strictly non-doctrinaire view; no dogma but a [sic!] an idealized model capable of yielding and accomodating, in present, past, as well as future, as many different programs and scenarios as there may be (proto)theories of translation conceived by any thinking mind.“ (Gorrée 1994:226, Hervorhebung im Original)

Die Vielfältigkeit der Ansätze, die dieser Begriff umfassen soll, gründet in der Feststellung, dass semiotische Prozesse Translationsprozesse erklären können und neben allen anderen Arten von Translation, insbesondere durch das Beobachten von interlingualen Translationsprozessen, Semiose veranschaulicht und erläutert werden kann (vgl. Gorrée 1994:226).

Im Prozess der Semiotranslation wird der Zufall, der bei jeder Untersuchung eine Rolle spielt und für den Peirce den Begriff „creative feeling“ verwendete, Schritt für Schritt durch Versuche und anschließende Erklärungen in den Verlauf der Untersuchung eingegliedert (vgl. Gorrée 1994:227f.). Gorrée bezieht sich zur Erläuterung auf Peirce, der formuliert:

„The main element of habit is the tendency to repeat any action which has been performed before. It is a phenomenon last coëxtensive with life, and may cover a still wider real realm. Imagine a large number of systems in some of which there is a decided tendency toward doing again what has once been done, in others a tendency against doing what has been done, in others elements having one tendency and elements having the other. Let us consider the effects of chance upon these different systems. To fix our ideas suppose players playing with dice, some of their dice are worn down in such a way that the act of losing tends to make them win. The latter will lose much more slowly, yet after a sufficient length of time they will be in danger of being ruined and destroyed. Those whose dice are so worn as to reproduce the same effects, will be divided into two parts, one of which will quickly be destroyed, the other made stronger and stronger. For every kind of organism, system, form, or compound, there is an absolute limit to a weakening process. It ends in destruction; there is no limit to strength. The result is that chance in its action tends to destroy the weak & increase the average strength of the objects remaining. Systems or compounds which have bad habits are quickly destroyed, those which have no habits follow the same course; only those which have good habits tend to survive.“ (W4:553,1883-1884;CP:2.653=W3:282-283,1878 zit. in Gorrée 1994:228)

Dieser Prozess findet in der Semiose statt und kann durch sie erläutert werden. Durch die triadische Handlung des Zeichens werden Verhaltensgewohnheiten generiert, es entstehen Regeln und Muster, die durch den Interpretanten sichtbar werden. Dadurch werden auch die Entwicklung von Verhaltensgewohnheiten sowie die ihnen zugrunde liegenden Mechanismen gefördert und es ist möglich, vorherzusehen, wie sie entstehen werden. Anhand des semiotischen Zeichenprozesses wird auch deutlich, dass es Verhaltensgewohnheiten gibt, die verworfen und nicht weiter Teil der hypothetisch endlosen Semiose sein werden. Die gleichen Abläufe finden sich auch in der Semiotranslation: Translate, denen peircesche

schlechte Verhaltensgewohnheiten zu eigen sind, werden aufgegeben, während Translate, die bessere Verhaltensgewohnheiten haben, noch bessere Translate generieren werden. Dieser semiotische Prozess soll langfristig ein Translat hervorbringen, das das Kriterium der Wahrheit erfüllt (vgl. Gorlée 1994:228): „In logic (which is, for Peirce, coterminus with semiotics) truth is the final norm, the final cause“ (Gorlée 1994:228, Hervorhebung im Original).

Für Gorlée sind Peirces Grundsätze zum Pragmatizismus „wholly and unreservedly applicable to the identification, description, and analysis of translation as a meaning-generating thought experiment in which a hypothesis is severally tested“ (Gorlée 1994:228f.). Um dies zu verdeutlichen, zieht sie folgendes Peirce-Zitat heran:

„The rational meaning of every proposition lies in the future. How so? The meaning of a proposition is itself a proposition. Indeed, it is no other than the very proposition of which it is the meaning: it is a translation of it. But of the myriads of forms into which a proposition may be translated, what is that one which is to be called its very meaning? It is, according to the pragmatist, that form in which the proposition becomes applicable to human conduct, not in these or those special circumstances, nor when one entertains this or that special design, but that form which is most directly applicable to self-control under every situation, and to every purpose. This is why he locates the meaning in future time; for future conduct is the only conduct that is subject to self-control. But in order that that form of the proposition which is to be taken as its meaning should be applicable to every situation and to every purpose upon which the proposition has any bearing, it must be simply the general description of all the experimental phenomena which the assertion of the proposition virtually predicts. For an experimental phenomenon is the fact asserted by the proposition that action of a certain description will have a certain kind of experimental result; and experimental results are the only results that can affect human conduct. No doubt, some unchanging idea may come to influence a man more than it had done; but only because some experience equivalent to an experiment has brought its truth home to him more intimately than before. Whenever a man acts purposively, he acts under a belief in some experimental phenomenon. Consequently, the sum of the experimental phenomena that a proposition implies makes up its entire bearing upon human conduct.“ (CP:5.427,1905 zit. in Gorlée 1994:229)

Diese Argumentation ist für Gorlée (1994:229) wesentlich „for a conception of sign translation, addressing grades of clarity, evolving into a theory of meaning and consequently into a theory of truth“. Für Peirce ist damit die Aussage, nicht das Wort, Grundlage für die Translation von Zeichen, die als Prozess zur Universalkategorie der Drittheit gehört (vgl. Gorlée 1994:229).

Wissen wird durch den semiotischen Prozess generiert, der Interpretant hat dabei eine zentrale Funktion:

„Since then its interpretant is itself a representation, it must have its own interpretant and there must be a series which cannot be completed by successive accretions of units. Yet the entire series must be represented and therefore its limit . . . Consequently, a representation can only have its being in a continuum.“ (MS 478:147-148,1903 zit. in Gorlée 1994:229)

Die Qualität der Verhaltensgewohnheiten der Interpretanten führt dazu, dass Wissen generiert wird. Ziel der Semiose und damit der Semiotranslation ist es, diese endlose Reihe der Interpretanten weiterzuführen (vgl. Gorlée 1994:230). Für das Entstehen der endlosen Folge von Interpretanten bezieht sich Gorlée auf diese peircesche Definition:

„A sign is anything, A, in a relation, *r*, to something, B, its object, this relation, *r*, consists in fitness to determine something so as to produce something, C, the interpretant of the sign, which shall be in the relation *r* to B, or at least in some analogous relation. Thus, the sign involves the idea of a possible endless series of interpretations.“ (MS107:25-26, 1904 zit. in Gorlée 1994:230, Hervorhebungen Gorlée)

Gorlée (vgl. 1994:230) erkennt hier, dass das Zeichen dabei vollständig durch das Objekt bestimmt wird, wohingegen das Zeichen den Interpretanten nur bis zu einem gewissen Grad beeinflusst, und führt aus:

„The sign's meaning is thus, on the one hand, bound to remain, at least partly, indeterminate, and, on the other, thanks to this indeterminacy the threefold sign-relation becomes a process of inquiry and discovery, in which the shifting scope of precisely the 'space between' the interpretant (or translation) and the object (or real state of affairs) via the sign is experimented with.“ (Gorlée 1994:230, Hervorhebungen im Original)

Dies entspricht auch dem peirceschen Ansatz des Pragmatizismus, wie er in Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit erörtert wurde. Nachdem der Begriff Semiotranslation vorgestellt und anhand der peirceschen Zeichentheorie näher beschrieben wurde, soll im nächsten Unterkapitel betrachtet werden, wie sich Texte als Zeichen im semiotischen Prozess der Translation und Interpretation entwickeln.

4.1. Text-Zeichen: Geburt, Leben und/oder Sterben im semiotischen Prozess

Durch ein Text-Zeichen entsteht eine konkret existierende, materielle Entität für den Textrezipienten, durch die ihm eine Form der Realität vermittelt wird. Über das Text-Zeichen ist das Objekt des Textes (die Realität) mittels der begrenzten Kapazitäten des Menschen erkennbar (vgl. Gorlée 2004:99). Das Zeichen steht dabei für etwas anderes und trägt Bedeutung. Es kann verschiedene Dinge, Geschehnisse und Phänomene unterscheiden und in sich anzeigen, auch wenn sich diese in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinander befinden. Das Zeichen ermöglicht es auch, sich mit diesen unterschiedlichen Erscheinungen der Realität innerhalb des Zeichens zu befassen und sie gleichzeitig als solche zu dekodieren, zu verstehen und auch zu interpretieren (vgl. Gorlée 2004:99).

Es ist jedoch nicht nur das Text-Zeichen wichtig, es geht vielmehr um den gesamten semiotischen Prozess, also die Handlung des Zeichens: Ein Porträt kann für eine Person stehen, sei diese Person real oder ausgedacht. Ein Haiku über die Kirschblüte sollte für die Kirschblüte stehen und diese dem Textrezipienten vermitteln. Dies gilt auch für sprachliche Strukturen oder Text-Zeichen. Durch das Text-Zeichen wird das Objekt kenntlich. Die Semiose jedoch vermittelt in einem dynamischen Prozess zwischen dem Zeichen im engeren Sinne, dem Repräsentamen und dem Objekt, für das es stehen soll. Die *wirkliche* Bedeutung des Text-Zeichens wird dadurch ermittelt, dass dieses verstanden und betrachtet wird. Durch die Semiose werden Informationen über das Objekt stückweise generiert. Das Objekt wird dabei stufenweise für den Interpreten bzw. Rezipienten² immer deutlicher. Die Infor-

² Gorlée spricht vom Leser. Da Semiose auch bei verbaler Kommunikation stattfindet und sich nicht von der Semiose, die beim Lesen stattfindet, unterscheidet, soll in dieser Arbeit vom Rezipienten gesprochen werden.

mationen, die durch die Semiose entstehen, sind Teil einer endlosen Reihe von Interpretanten. Da sowohl das übersetzte als auch das zu übersetzende Text-Zeichen unendlich im Prozess der Semiose neue Text-Zeichen generieren können, ist jede Interpretation ein Novum und dadurch ist eine endgültige, abschließende, einen Endpunkt setzende Interpretation nicht möglich. Semiose, also die Handlung des Zeichens, ist somit sowohl rückwärtsgerichtet – hin zum Objekt und enthüllt dieses stufenweise – und gleichzeitig auch vorwärtsgerichtet – hin zu immer weiteren, immer neuen Interpretationen, die neue Informationen über das Objekt generieren (vgl. Gorlée 2004:99).

Durch Translation entsteht ein zweites Text-Zeichen, der Zieltext, das Zeichen, das durch einen Translationsprozess gegangen ist und ein neues Zeichen ist. Es ist Äquivalent des ersten Text-Zeichens, des Ausgangstextes. Die Grundlage für die Äquivalenzbeziehung liegt im Prozess der Semiose, die die verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten, die dem Ausgangs-Zeichen inhärent sind, in eine kognitive Beziehung mit dem Zieltext bringen. So wird bei Haiku-Übersetzungen ins Englische häufig die Reihenfolge der Gedanken umgestellt, damit sie der Struktur der englischen Grammatik folgen (vgl. Gorlée 2004:100). Das Gleiche gilt für Rhythmus, Betonung, unfertige Sätze und anderes, Gorlée bezieht sich hier auf Toury (vgl. 1995:176-80). Die übersetzten Äquivalente, die semiotisch gesprochen Interpretanten sind, sind dabei immer noch nur eine Richtlinie, die der Translator erfunden, entdeckt hat. Ein Text-Zeichen entspricht dabei, so wie „subtexts, intertexts, hypertexts, as well as contexts“ (Gorlée 2004:100), einer neuen sprachlichen Struktur und ist ebenso wie die Entstehung seines äquivalenten Text-Zeichens, also seines Translats, in einem anderen sprachlichen Code ein bedeutungstragendes Element für die intellektuelle Auseinandersetzung. Der Wahrheitswert eines Translats lässt eine zweite Welt entstehen. Diese Welt perzipiert die Rezipientenschaft durch die Brille der eigenen diskursiven Praxis, Logik und Intuition, also der eigenen Weltsicht. Der Wahrheitswert wird bei Translation in einer anderen Gesellschaft, mit einem ihr eigenen sozialen Gefüge, generiert. Das Gemeinschaftliche und damit Konventionalisierte der Bedeutungskonstruktion in dieser Gesellschaft schließt nicht aus, dass private Bedeutungskonstruktionen stattfinden. Aus peircescher Perspektive betrachtet, setzt gemeinschaftliche Bedeutungskonstruktion private Bedeutungskonstruktion voraus und schließt diese in ihrem Prozess mit ein. Translation (Übersetzen und Dolmetschen) und Interpretation folgen dem Grundsatz *aliquid stat pro aliquo*. Hier ist das Objekt unbekannt und existiert in einer Welt jenseits der Sprache und Semiotik. Daher sind widersprüchliche Interpretationen, also Translate, möglich (vgl. Gorlée 2004:100).

Der Interpretant ist die Translation des Zeichens, sowohl im Hinblick auf seinen Sprachgebrauch als auch auf seinen inhaltlichen Gebrauch. Kennzeichnend für den Interpretanten, ist die Existenz eines

„habit, understood as a repeatable or nonrepeatable pattern of behavior, with ideally the same object as the primary sign. It is itself a semiotic sign-action because it is also interpreted by a variety of interpretants *ad infinitum*“ (Gorlée 2004:101, Hervorhebung im Original).

Die Zusammenhänge verdeutlicht auch Savan:

„Thus ‘man’ is the interpretant of ‘homme’, and stands for its signified object by standing for the antecedent sign ‘homme’. ‘Homme’ in its turn stands for the antecedent sign ‘homme’. ‘Homme’ in its turn stands for some further antecedent sign – say ‘uomo’ – of the same object. (...), we know that ‘man’ stands for the individuals, Tom, Dick, Harry, etc., not only through its antecedent sign ‘homme’ but directly through our everyday use of our own language.“ (Savan 1987-1988:44 zit. in Gorlée 2004:101, Auslassung und Wiederholung Gorlée)

Die peirceschen Zeichen und Zeichensysteme werden als sich selbst organisierend beschrieben. Damit Semiose stattfinden kann, ist kein äußeres Element wie etwa ein Beobachter notwendig. Es wird vorausgesetzt und angenommen, dass im semiotischen Prozess ein Translator existiert, jedoch wird er nicht als individuelle Person betrachtet und seine Relevanz wird geschmälert (vgl. Gorlée 2004:101).

Indem sich Zeichen im semiotischen Prozess verändern, ermöglichen sie für Gorlée (vgl. 2004:101f.) Wachstum bzw. Komplexität. Es gibt im Zeichenprozess nichts, das unveränderlich wäre. Alle Zeichen sowie Zeichensysteme entwickeln sich aus einem „more chaotic, surprising, paradoxical, etc. state and go through translation towards a more ordered, predictable, rationalized state“ (Gorlée 2004:101). Dieser Zustand, dem sie entgegenstreben, ist jedoch kein unveränderlicher Zustand, sondern immer in Bewegung. Vorstellungen zu Begriffen wie *Struktur* sind in ihrer Bedeutung daher immer relativ und werden durch ihre weitere Entwicklung, sei diese real oder imaginär, definiert. Diese Entwicklung besteht in ihrer zwar zielgerichteten, jedoch trotzdem teilweise nicht vorhersagbaren und daher chaotischen Handlung des Zeichens. Alle Systeme, mit ihren dazugehörigen Elementen, entwickeln sich weiter, indem sie erlangtes Wissen und Informationen für diesen Prozess einsetzen. Die Bedeutung, die durch ein neues Translat erschaffen werden kann, bleibt immer ein relatives Konzept, da über Wahrheit nur von einem hypothetischen, weit entfernten Zeitpunkt geurteilt werden kann. Neue Strukturen können durch neue Translatoren und neue Translationen, so scheint es, aus dem Nichts entstehen. Der peirceschen Translation liegt der Zufall, nicht die Forderung nach ewiger Gültigkeit zugrunde (vgl. Gorlée 2004:102).

Alle bedeutungstragenden sprachlichen Text-Zeichen gehen laut Gorlée (vgl. 2004:102) durch den gleichen Prozess: Sie alle müssen interpretiert werden. Diese Interpretationsprozesse schließen auch Translationsprozesse mit ein, wobei Zeichen interpretiert werden müssen, um unter veränderten räumlichen oder zeitlichen Umständen als Zeichen fungieren zu können. Sie müssen in der Lage sein, in sich ständig verändernden semiotischen Beziehungen Bedeutung zu tragen. Wenn eine Verbindung sprachlicher Zeichen unsere Aufmerksamkeit nicht oder nicht mehr bindet und sich nicht als Zeichen realisiert, das zwischen seinem Bedeutungspotenzial und seiner Interpretation vermittelt, wird es bedeutungslos, es wird zu einem „nontext and a nonsign“ (Gorlée 2004:102).

Für Gorlée (vgl. 2004:104) verlieren Texte, die, nachdem sich ihre zeitlichen und/oder räumlichen Umstände verändert haben, die also in eine andere Sprache oder Kultur eingebettet wurden und dabei ihre Fähigkeit verloren haben, auf einen interpretierenden Geist zu wirken und in ihm einen Interpretanten entstehen zu lassen, ihren semiotischen

Charakter, der in der ständigen Weiterentwicklung besteht und werden dadurch zu einer „nonsemiotic (dead) entity“ (Gorlée 2004:102, Hervorhebung im Original). Für ein Text-Zeichen ist es wesentlich, dass es im Prozess der „unlimited and never-ending translation, the ongoing process of growth through interpretive webs“ bleibt (Gorlée 2004:102). Das Text-Zeichen bleibt am Leben, weil es ständig immer neue Interpretanten generiert, die selbst neue Interpretanten entstehen lassen, die wiederum auch weitere neue Interpretanten hervorrufen. All diese Interpretanten entstehen nicht nur auf Basis von Regeln und folgen diesen, sondern haben auch die Fähigkeit, Regeln zu verändern und zu erschaffen, Gorlée bezieht sich hier auf Gorlée (1996). Um diesen Prozess zu beschreiben, reicht eine Darstellung wie die des zweidimensionalen Entscheidungsbaums nicht aus. Der semiotische Prozess, in dem Entscheidungen für die Entstehung von neuen Text-Interpretanten, einschließlich der Translate, getroffen werden und durch den deren weiteres Wirken nicht vollständig definiert ist, findet auf vielfältigen Ebenen statt (vgl. Gorlée 2004:102).

Auf Textprozesse angewandt, kann sich das in unterschiedlichen Formen und Herangehensweisen realisieren, die alle ihre Daseinsberechtigung haben. In der Literaturwissenschaft und Hermeneutik etwa wird das Text-Zeichen als exemplarisches Beispiel für andere Text-Zeichen, die in der Welt existieren, herangezogen und betrachtet. Außerdem werden seine Funktionsweise, die Regeln, denen es folgt, und die vorhandenen Präsuppositionen beleuchtet und es erfolgt eine qualitative und quantitative Analyse des Textes (vgl. Gorlée 2004:102).

Die Geschichtswissenschaft wiederum geht anders vor bei der Arbeit mit Texten: Hier werden dokumentarische Informationen (re)textualisiert, sie werden einerseits durch sprachliche Mittel in einen Kontext gesetzt und auch verwendet, um eine Vergangenheit mit diesen sprachlichen Mitteln zu (re)konstruieren und dieser Vergangenheit eine Bedeutung zu geben, die sich jedoch auf vielfältige Art und Weise manifestieren kann (vgl. Gorlée 2004:102). Ein ähnlicher Prozess findet auch beim Lektorieren statt, wenn aus einem Manuskript in Zusammenarbeit mit dem Autor eine Endfassung entstehen soll oder auch, wenn bereits veröffentlichte Texte für neue Projekte verändert und dadurch aufpoliert werden sollen (vgl. Gorlée 2004:102).

Bei Translationsprozessen, seien diese intralingualer, interlingualer oder intersemiotischer Natur, findet auch eine Interpretation des Text-Zeichens statt. Sie zeigt sich als „rewriting or recodification (or rather, as transcodification) but which is in fact a complex process of diachronic and/or dispatial reimagining, rethinking, remodeling and recontextualizing“ (Gorlée 2004:103, Hervorhebungen im Original). Translationsprozesse manifestieren sich unter dem einfachen Begriff *Codewechsel*, sind jedoch in sich ein äußerst komplexer Prozess, der neue und kreative Handlungen im Bereich der Vorstellungsfähigkeit, des Denkens, des Formens und Kontextualisierens fordert.

Originale und Translate unterscheiden sich jedoch in Folgendem: „Original works are, and often remain, authentic, autonomous, unique, and hence essentially irreplaceable entities“ (Gorlée 2004:103). Translate dagegen sind häufig nicht so stabil wie ein Original und

können als Text-Zeichen erstarren³. Dieses Merkmal der Translate zeigt, dass sie als Zeichen nur eine begrenzte Lebensdauer haben, da das Neue an ihnen schnell veraltet und sie mit ihm. Sie werden daher dann nicht mehr beachtet oder wenn, dann nur als Kuriosum. Translate sind nicht ausschließlich von so kurzer Lebensdauer, verlieren ihre Zeichenwirkung so rasch und machen eine Neutranslation notwendig, weil sich Sprache, Stil und literarische Konventionen so schnell ändern (vgl. Gorrée 2004:103). Vielmehr sind sie bald veraltet, weil sich andere äußere Kriterien ständig verändern:

„[G]eneral and specific cultural contexts (such as parameters of the translator’s communicative task and the expressive functioning of the text, original as well as translated), thereby undermining questions such as translatability vs. untranslatability and fidelity vs. infidelity, and making them wholly redundant.“ (Gorrée 2004:103, Hervorhebung im Original)

Äquivalenz ist aus semiotischer Perspektive betrachtet also nicht nur eine sprachliche Frage. Die Äquivalenzfrage ist immer auch mit der Funktion und dem Zweck des Textes, der durch das (sich verändernde) kulturelle System definiert wird, verbunden⁴. Auch hier ist die Weiterentwicklung des Text-Zeichens zentral. Semiotisch betrachtet, ist Translation ein Prozess der Veränderung und des Wachstums, der Entwicklung durch Veränderung (vgl. Gorrée 2004:103). Für Peirce können Zeichenbeziehungen und alle Elemente, die daran beteiligt sind und daran mitwirken, wie etwa der Translator, Gegenstand ständiger Veränderungsprozesse sein. Im Prozess der Zeichentranslation gibt es nichts, das unveränderbar wäre.

„[T]he translating text-sign, the translated text-sign, the linguistic and nonlinguistic codes, the translator, and the translational and general cultural norms are all subject to continual interaction and change, even if to a minute degree.“ (Gorrée 2004:103)

Auch außerhalb des Text-Zeichens entwickelt sich das dynamische Objekt ständig weiter, wie alles, das Teil der konkret erlebten oder imaginären Wirklichkeit ist:

„If both the world we experience and the world we create are constantly expanding, then our knowledge of the world in all its manifestations is not only fallible [...] but lags behind, and thus requires continuous criticism, improvement, and correction.“ (Gorrée 2004:103)

Daher entwickeln sich auch die Realität hinter dem Text-Zeichen, das Text-Zeichen selbst und alle Akteure beständig weiter.

In diesem Unterkapitel wurde dargestellt, wie genuine Semiose und auf wie vielen Ebenen sie auf Text-Zeichen wirkt, die im Translations- und Interpretationsprozess auf unterschiedliche Arten neue Informationen generieren und damit im Weltzusammenhang konstant wachsen.

³ Dies gilt sicher auch für einige Formen des Dolmetschens, wie etwa das Dolmetschen politischer Reden, während es für andere Formen, zum Beispiel das Dolmetschen bei Gericht, weniger relevant ist.

⁴ Dies unterstreicht die Relevanz der Skopostheorie.

4.2. Translationsprozesse als Bedeutungsnetze

In diesem Unterkapitel soll der Translationsprozess aus semiotischer Perspektive betrachtet und argumentiert werden, dass ein Text-Zeichen in einer Vielzahl von Translaten – und nicht einem konkreten – mündet.

Translation wird traditionell in der Translationswissenschaft als ein Prozess, der einen Anfang und ein Ende kennt, respektive einen Ausgangstext und einen Zieltext, zwischen denen eine lineare Verbindung besteht, dargestellt. Doch für Gorlée ist Semiotranslation „a [sic!] unidirectional, future-oriented, cumulative, and irreversible process, a growing network“. Translationsprozesse enden aus semiotischer Perspektive also nicht an einem Punkt, sondern resultieren in einem Netz aus einer unbestimmten Zahl von Verbindungen zwischen einem Ausgangspunkt und Endpunkten, die jeweils unterschiedlich sind (vgl. Gorlée 2004:103f).

„Semiotranslation advances, in and by successive instances, toward higher rationality, complexity, coherence, clarity, and determination, while progressively harmonizing chaotic, unorganized, and problematic translations (and elements and/or aspects of translations), as well as neutralizing dubious, misleading, and false ones.“ (Gorlée 2004:104, Hervorhebungen im Original)

Aufeinanderfolgende Translationsprozesse der Semiotranslation gehen also von einem Zustand des Chaos in Richtung Klarheit und vereinheitlichen problematische Translate, während sie schlechte eliminieren. Indem immer mehr Informationen über das Objekt in die Translate Eingang finden, enthüllen diese immer deutlicher die wirkliche Bedeutung des Originals. Die Informationen werden aber nie einen Endzustand der vollkommenen Information erreichen. So betrachtet wird ein Translat nie vollständig, der Translationsprozess nie an seinem Ende sein, da das Translat immer noch ein wenig verbessert werden kann. Damit ein Text-Zeichen am Leben bleibt, muss es immer wieder durch einen Translationsprozess gehen. Der Begriff einer *Standardübersetzung* oder einer *authorisierten Version* ist damit schließlich ein Widerspruch in sich (vgl. Gorlée 2004:104).

Nachdem der Begriff Semiotranslation erläutert und das Text-Zeichen in seinem vielgestaltigen semiotischen Prozess betrachtet wurde, konnte daraus gefolgert werden, dass das Text-Zeichen, nachdem es durch einen Translations- und Interpretationsprozess gegangen ist, sich in einem Netz von neuen Text-Zeichen realisiert.

5. Translation und Modifizierungen

Im Translationsprozess kommt es zu unterschiedlichen Formen von Modifizierungen, die einerseits notwendig und gerechtfertigt sein können, andererseits aber auch bis hin zur ideologischen Manipulation reichen können. Dieses Spannungsfeld soll im folgenden Kapitel beleuchtet werden.

5.1. Zieltexte im Fokus

Die Literaturwissenschaft befasst sich ebenfalls mit Fragen zum Translationsprozess. Im Hinblick auf Translation hat sich die Herangehensweise in der Literaturwissenschaft erweitert und beschränkt sich nicht mehr nur auf sprachliche Kriterien. Wie etwa in der Skopostheorie (vgl. Reiß & Vermeer 1984) in der Translationswissenschaft, rückt auch hier inzwischen der Zieltext in den Fokus, im Gegensatz zum traditionellen literaturwissenschaftlichen Ansatz, wo der Ausgangstext eine zentrale Position innehatte. Folgt man dem traditionellen Ansatz, muss der Translationsprozess vor allem auf Grundlage empirischer Daten untersucht werden, da er in einer Art Blackbox stattfindet. Dabei werden der Ausgangstext, also das Ausgangszeichen, und der Zieltext miteinander verglichen. Das Resultat ist eine Position, die dem Translator restriktiv und präskriptiv vorgibt, wie er Probleme im Translationsprozess zu lösen hat (vgl. Gorfée 2004:104).

Semiotisch gesprochen fokussieren sich die Theorie und die Praxis immer mehr auf den Zweck und damit auf den Zieltext, also auf den Interpretanten. Der Translationsprozess, dessen Betrachtung auch immer die ausführliche Betrachtung des Ausgangszeichens beinhaltet, wird immer weniger wichtig. Dagegen gewinnt die Untersuchung des Zieltextes an Bedeutung. Dieser ist als Untersuchungsgegenstand an sich, aber auch als Translat, das in der Zielkultur funktioniert, analysierbar. Auf Literaturwissenschaft bezogen, würde das bedeuten, dass das Translat (die Literaturübersetzung) in einem neuen literarischen System funktioniert, das dem neuen Kontext entspricht (vgl. Gorfée 2004:104).

Zeitgenössische Betrachtungen der Literaturübersetzung beziehen sich einerseits häufig wie Jakobson auf osteuropäische semiotische Theorien und wenden diese auf Translationsfragen an. Andererseits besteht auch die Vorstellung, dass es Normen für einen gelungenen Translationsprozess gibt, jedoch sind diese nicht mehr präskriptiv. Tourys Arbeiten beinhalten beide Aspekte:

„[A]lthough the process of translating obviously precedes its product (and the cross-systemic transference – the intra-systemic employment of the transferred for communicative purposes) *in time*, it turns out that from the *semiotic* point of view, the potential product, and especially its (prospective) position and functions in the target system, should be assigned precedence over the process.“ (Toury 1986:1121 zit. in Gorfée 2004:105, Hervorhebungen Toury)

Trotz dieser Entwicklungen hin zu einem zukunftsorientierten, futurologischen Ansatz, der das Resultat an die erste Stelle setzt und der innovativer und leichter zu handhaben zu sein scheint als Ansätze, bei denen der Ausgangstext im Mittelpunkt steht, kann es Umstände geben, in denen er nicht umgesetzt wird. Einerseits ist es vorstellbar, dass der Translator selbst keine Veränderung möchte und sich daher nicht auf die neue Perspektive einlässt. Andererseits ist auch die Vorstellung möglich, dass in nationalistisch und fundamentalistisch orientierten Gesellschaften der Translator Veränderungen vornimmt, um den Zieltext den Werten der Führungsriege anzupassen. Auch die Herausarbeitung von im Original weniger expliziten Stellen, Auslassungen oder zensierte Versionen sind Zeichen restriktiver Ansätze, in denen der Übersetzer nicht mehr neutral ist (vgl. Gorfée 2004:105).

5.2. Mögliche Modifizierungen in Translationsprozessen

Translationsprozesse haben eine umfangreiche Bandbreite

„of text-manipulative activities exploring the kinetic space between a primary text-sign and its interpretant-signs, or potential, actual and possible translations. The latter do not emerge *ex nihilo* or even *ex novo*, but are determined by the former, if only to a small degree. While referring back to the same object as the primary sign, each new reinterpretation has a different material shaping and coding. It is also differently world-bound (that is, time-, culture- and language-bound) and is capable of determining in its turn different interpretation, thereby challenging oppositional labels such as objectivity and subjectivity, realism and idealism, autonomy and dependence, and sameness and otherness. What the above-mentioned metatextual operations have in common is their manipulation (in the ideologically-neutral sense of doing-and making) of the text-sign“ (Gorlée 2004:105, Hervorhebungen im Original).

Auswahlprozesse und Modifizierungen können jedoch auch Teil dieser text-manipulativen Tätigkeiten sein, sodass deren Neutralität nicht gewahrt bleibt. Wenn diese text-manipulativen Handlungen über das reproduzierende und/oder mimetische Moment hinausgehen und kreative und/oder fiktive Elemente beinhalten, werden sie und nehmen daher eine ideologische Bedeutung an (vgl. Gorlée 2004:105f.).

Durch zeitliche, räumliche und gesellschaftliche Umstände, die die Welt in der ein Translat existiert von der Welt des vorausgehenden Text-Zeichens unterscheiden, wird es notwendig, kulturelle Adaptions-(Anpassungs-) oder Assimilationsmaßnahmen am Translat vorzunehmen. Die Vorstellung einer Handlung, die sich ausschließlich an den Kategorien ausgangstext-orientiert oder zieltext-orientiert ausrichtet, muss erweitert werden, da kulturelle Anpassung nicht nur auf dieser Geraden zwischen diesen beiden Polen funktioniert, sondern auch zeitliche und räumliche Aspekte miteinschließt, die miteinander interagieren und sich potenzieren. Im Translationsprozess führt dies zu einem Modell mit vier Polen, die unterschiedlichste Verbindungen aufweisen können und darüber entscheiden, wie der Translator mit sowohl auf Makro- als auch auf Mikroebene auftretenden Problemen umgeht und diese löst (vgl. Gorlée 2004:106). Die Lösungen des Translators müssen nicht immer „consistent, accurate, or even reasonable“ sein, „because contradictory solutions, improvised equivalents, mistranslations and other translational faux pas are semiotically also translations“ (Gorlée 2004:106). Dabei kann es durchaus vorkommen, dass die ästhetisch zwar gelungen oder logisch konsistent sind, jedoch praktisch nicht anwendbar oder praktisch anwendbar, aber ästhetisch oder logisch nicht gelungen sind (vgl. Gorlée 2004:106).

Translationsprozesse beinhalten auch ein diachrones Element, da sich in den Translaten die Sprachverwendung unterschiedlich realisiert. Dabei handelt es sich vor allem um historische und zeitliche Gegebenheiten, an denen dies festzumachen ist. Zwei Ansätze sind bei der Modifikation solcher Gegebenheiten möglich. Einerseits kann ein historisierender Ansatz angewandt werden, der beinhaltet, dass sich der Zieltext sprachlich und kulturell an die sprachlichen und kulturellen Gegebenheiten des Ausgangstextes anpasst und dadurch für den zeitgenössischen Rezipienten wie aus einer anderen Zeit klingt. Andererseits sorgt der modernisierende Ansatz dafür, dass im Zieltext sprachliche und kulturelle Modifikationen vorgenommen werden, die dazu führen, dass er sich an die Realität, Vorstellungen und Vor-

lieben anpasst, wie sie für die Rezipienten des Zieltextes angenommen werden. Dadurch werden diese Eigenheiten des Lebens des modernen Menschen Menschen aus einer vergangenen Kultur zugeschrieben (vgl. Gorlée 2004:106)

Ausdrücke für die Orientierung in Raum und Zeit können sich überschneiden und in ihrer Begrifflichkeit identisch sein: „The notions of length or duration, course, interruption, localization, departure point, limit, interval, distance, sequel or continuation express, either prospectively or retrospectively, both place and time and make them mutually translatable.“ (Gorlée 2004:106)

Die Differenz zwischen der Welt des vorangehenden/primären Zeichens (primary sign) und der Welt des sekundären Zeichens, also dem Translat, findet sich auch in der geografischen Lage. Kulturelle Anpassungsmaßnahmen beziehen sich hier also nicht nur auf zeitliche Aspekte, sondern auch auf räumliche. Der Translator hat zwei Möglichkeiten, mit dieser Fremdheit umzugehen. Entweder den Exotismus, der die Themen sowie sprachlichen und stilistischen Merkmale des Ausgangstextes beibehält, oder eine Anpassung, die diese Merkmale im Translat verschwinden lässt. Der Translator kann sich also zwischen einem Anachronismus einerseits und einer Anatopie andererseits entscheiden (vgl. Gorlée 1998 und Gorlée 2004:106f.).

5.3. Der Weg zur Manipulation von Translaten aus peircescher Perspektive

Grundlage für die Manipulation von Translaten ist die Tatsache, dass sie Texte sind, die auf anderen Texten basieren: Gorlée (2004:17) bezieht sich auf Popovič (vgl. 1975:12-13) und definiert Metatextualität als „the technical name for secondary, derivative literature on texts“.

Den bisher beschriebenen Prozessen ist gemein, dass sie alle Texte als Resultat haben, die auf anderen Texten basieren. Die drei jakobsonischen Arten von Translation gehören auch zu dieser Art von Texten (vgl. Gorlée 2004:17). Ausgangspunkt dafür ist die metalinguistische Funktion, wie sie Jakobson Gorlée nach für die Sprache feststellte. Diese metalinguistische Funktion ist ein Werkzeug, das mit den anderen kommunikativen Funktionen einer Sprache während der Kommunikation eingesetzt wird (vgl. Gorlée 2004:107). Jakobsons Kriterien folgend, ist ein metalinguistischer Text, also auch ein Translat, ein Text „that refers to itself or identifies the (linguistic or, more generally, cultural) code being used“ (Gorlée 2004:107, Hervorhebung im Original). Ein Translat ist also ein selbstbezüglicher Text oder verdeutlicht, welcher sprachliche oder kulturelle Kode verwendet wird. Dies kann sich auf zumindest zwei Arten zeigen: Einerseits zeigt sich durch Translationsprozesse, dass die Sprache eindeutig zur Kategorie der Drittheit gehört und daher ihre Verbindung zum möglichen Objekt in der Realität willkürlicher Art und dementsprechend durch Übereinkünfte bestimmt und kulturabhängig ist. Durch diese Art der Verbindung sind manipulierende Ansätze möglich, wie etwa die Verwendung ideologisch geprägter Sprache. Hierbei wird das Zeichen von der außersprachlichen Realität losgelöst und ermöglicht es ihm, in einer Art Kunstgriff als Referent/Zeichen flexibel zu sein, dadurch auch gegenteilige Standpunkte zu behaupten und ohne außersprachliche Realität auf sich selbst zu verweisen (vgl.

Gorlée 2004:107). Damit bezieht sich das Zeichen nicht mehr auf das Objekt und enthält keine Informationen mehr über die Realität: „[A]n Object that merely presents itself represents nothing“ (MS634:21, 1909 zit. in Gorlée 1994:54). Daraus lässt sich schließen, dass „[s]elf-referentiality between sign and object would mean the inevitable end of the process of semiosis“ (Gorlée 1994:54).

Andererseits wird in der *Metasprache* die Kategorie der Erstheit in der Sprache sichtbar. Damit ist die Ähnlichkeit zwischen einem Zeichen und seinem Objekt gemeint und dies kann sich auf Form, Struktur oder ähnliche Merkmale zwischen dem Objekt und seinem Zeichen oder dem primären und dem darauffolgenden Textzeichen, seien diese Interpretationen oder Paraphrasierungen, beziehen (vgl. Gorlée 2004:107).

Durch die Mischung dieser Elemente der Kategorie der Drittheit einerseits und der Elemente der Kategorie der Erstheit andererseits, und zwar in der Realisierung in der Kategorie der Zweitheit als Text, werden kontinuierlich die Regeln für den Translationsprozess, der aus einem Text ein Translat macht, erneuert und dadurch immer stabiler. Das Gefüge, in dem sich Translationsprozesse bewegen, das sie gleichzeitig auch sind, verändert sich ständig (vgl. Gorlée 2004:107).

5.3.1. Bild, Diagramm, Metapher – drei Arten von Ikonen und drei Ebenen der Translation

Es wird deutlich, dass es im Translationsprozess ein vorangehendes Textzeichen gibt, in dem es angelegt ist, dass aus ihm ein Netzwerk von unendlich vielen Text-Zeichen, die Interpretanten sind, entstehen kann. Hypothetisch betrachtet, sollen sich diese Textzeichen in einem langfristigen Prozess einander annähern. In der zeit- und ortsgebundenen Realität betrachtet, können sie bestimmte Merkmale mit dem vorangehenden Textzeichen teilen, sich extrem von ihm unterscheiden oder in ihrer Manifestation zwischen diesen Extremen liegen (vgl. Gorlée 2004:107). Entsprechend dieser Unterscheidung teilte auch Peirce Zeichen, die Ikone sind, in Bilder, die erste Erstheiten, in Diagramme, die zweite Erstheiten, und in Metaphern, die dritte Erstheiten sind (vgl. CP:2.277,ca.1902 zit. in Gorlée 2004:107). Diese peircesche Einteilung basiert auf der Ähnlichkeit des ikonischen Zeichens zu seinem Objekt.

Im Folgenden soll Realität als semiotisches Konzept vorgestellt werden, wobei die angeführte Einteilung ikonischer Zeichen angewandt wird, um einerseits Translationsprozesse und andererseits ihre Produkte, die Translate, zu untersuchen. Translationsprozesse zielen langfristig auf die Annäherung an die Wahrheit ab und Translate sind einzelne Interpretanten in dieser endlosen Reihe aufeinanderfolgender Interpretanten, die hin zur Wahrheit strebt (vgl. Gorlée 2004:107f.).

5.3.1.1. Das Bild-Zeichen

Damit ein Zieltext oder ein Translat als solche gelten, müssen sie wesentliche Merkmale des Ausgangstextes aufweisen. Beide Texte sind dabei „mental maps conveying all purported information simultaneously, as wholes and in their parts“ (Gorlée 2004:108). Beide Texte haben dabei, da sie in einem sprachlichen Code formuliert sind, Symbolcharakter. Ihre Verbindung zum realen Objekt ist willkürlicher Art und damit sind sie von ihm unabhängig, während sie durchaus auch ikonische oder indexalische Zeichenelemente enthalten können. Einige sprachliche Merkmale eines Textes können also das Objekt, wie es in der Realität ist, abbilden, ohne dass das, was sie zu einem Zeichen macht, darin begründet liegt. Diese Wort-Bilder schaffen Elemente der Erstheit, wie etwa Gefühlslandschaften, „moodscapes“ (Gorlée 2004:108), die unmittelbar wahrgenommen werden, ohne weitere analytische Vorgänge zur Folge oder ein zukünftiges Ziel zu haben (vgl. Gorlée 2004:108). Wesentlich sind jedoch während des geistigen Prozesses der Textinterpretation, wozu auch Translationsprozesse gehören, die „progressive organization, transformation, and rationalization of feelings and emotions – that is, of indeterminate Firstnesses confined to themselves (such as loose words)“ (Gorlée 2004:108, Hervorhebung im Original). Einzelne Worte werden also in einen größeren, organisierten Zusammenhang gestellt und so nähert man sich der objektiven Realität, also der Wahrheit, an. Jedes neue Translat hat ein eigenes unmittelbares Objekt und versucht darüber, weitere Informationen über das dynamische Objekt zu generieren. Im semiotischen Translationsprozess bleibt das dynamische Objekt außen vor, jedoch bleibt es das, worüber sowohl Ausgangs- als auch Zieltext mehr erfahren wollen (vgl. Gorlée 2004:108).

Ikonizität ist ein wesentliches Merkmal von Texten. Jedoch spielt sie als ästhetischer Aspekt im Hinblick auf Indexikalität, also den Anteil, den die reale Welt hat, und Symbolizität, den gedanklichen Inhalt, nur eine untergeordnete Rolle (vgl. Gorlée 2004:108). Eine ästhetische Interpretation eines Textes ist eine

„dramatic visualization or kaleidoscopic vision enacted in an otherwise passive mind. This mind’s uncritical attitude is, naturally but unconsciously, undetermined by criteria for what is considered an essential feature and what is not an essential feature and can be dispensed with in the interpretation“ (Gorlée 2004:108).

Die Textbetrachtung auf dieser Ebene entspräche also etwa der Betrachtungsweise eines postmodernen Videoclips, der aus einer Reihe suggestiver, bewegter Bilder besteht, jedoch keine Struktur im Hinblick auf Form und/oder Thema hat und daher zu zahlreichen unterschiedlichen Translaten führen kann, die alle im gleichen Ausmaß wahr und/oder falsch sind. So könnte letztlich jeder beliebige Text Translat eines anderen Textes sein. Damit ein Translat jedoch mehr als eine Möglichkeit der Zusammenstellung ist, darf die Ikonizität des Textes nicht unbestimmt, relativ und subjektiv bleiben und muss sich stattdessen in einen Diskurs, der von konkreten Merkmalen geprägt ist, einreihen (vgl. Gorlée 2004:109). Damit wird sichergestellt, „that there is an objective reality, or worldscape, outside the individual mind as well as outside language“ (Gorlée 2004:109). Es wird also deutlich, dass Bild-

Zeichen für Translate nicht ausreichend sind und es notwendig ist, Diagramm-Zeichen heranzuziehen (vgl. Gorrée 2004:109).

5.3.1.2. Das Diagramm-Zeichen

Sprachliche Zeichen, die eine diagrammatische Struktur aufweisen, sind mit Zeit, Raum und Geschehnissen der semiotischen Welt, die sowohl fiktiv als auch virtuell sein kann, so verbunden, dass sie die Struktur des Objekts in dieser Realität aufnehmen. Diagramme haben zu ihrem Objekt eine abstraktere Beziehung als Bild-Zeichen, dennoch ist die Struktur von Diagrammen regelgeleitet. Die Verbindung zum Objekt enthält dabei sowohl willkürliche als auch konventionalisierte Elemente. Bedeutung entsteht dabei im Gegensatz zur Bedeutungsentstehung bei Bildern nicht unmittelbar, denn das Diagramm muss erst einmal interpretiert werden, um Erkenntnisse zu ermöglichen. Ein Diagramm-Zeichen, das aus einem Text-Zeichen entsteht, weist die gleichen Verbindungen auf, die sich auch im ursprünglichen Text-Zeichen finden, seien diese syntaktischer, semantischer und/oder pragmatischer Art. Diese Beziehungen, die erfahrbar und/oder logisch sein können, werden von Diagramm-Zeichen mittels ikonischer Merkmale verdeutlicht. Die Charakteristika des Bild-Ikons, die eklektische Kombinationen und sinnliche Erfahrungen beinhalten, werden im Diagramm-Zeichen gefestigt. Diagramme sind nicht mehr eine relativ willkürliche Aneinanderreihung von Impressionen, sondern haben eine Struktur, durch die sie erkannt, erinnert und mitgeteilt werden können (vgl. Gorrée 2004:109). Für sprachliche, geschriebene Zeichen gilt:

„In the written text, this corresponds to the sentential, or propositional, level, where translation (in tandem with meaning) has become verifiable, and hence also falsifiable. With each new diagrammatic feature and/or item, the textual universe, or textual wor(l)dscope, adjusts accordingly; and each change affects the text-internal correlational pattern while also influencing the (text-external) relations to the object(s).“ (Gorrée 2004:109, Hervorhebungen im Original)

Die Verbindung zwischen Ausgangstext und Zieltext wird also deutlich und kann verifiziert und falsifiziert werden. Jedes Diagramm-Zeichen mit seinen Merkmalen verändert die Innenwelt des Textes, aber auch seine Verbindung zum Objekt und macht damit Wissensgewinn über dieses möglich. Auch wenn sich dies auf geschriebene Texte bezieht, kann es auch auf gedolmetschte Texte angewandt werden.

Während beim Bild-Zeichen das Objekt immer schon existiert, bevor das Zeichen entsteht, ist es beim Diagramm-Zeichen so, dass es entstehen kann, bevor es ein Objekt gibt, oder auch wenn das Objekt bereits existiert (vgl. Gorrée 2004:109). Johansen argumentiert, dass das Bild-Zeichen für ein Objekt steht, das bereits existierendes Original ist, wie etwa beim „archeologist who makes a diagram of a Greek temple“, während „[w]hen an architect makes a blueprint of a building he wants to build, however, the object comes after and is a realization of the sign“ (Johansen 1996:40-41 zit. in Gorrée 2004:109, Änderungen Gorrée). Im Translationsprozess ist dieses Objekt der Interpretant bzw. das tatsächliche Translat. Der Ausgangstext, der Gegenstand des Translationsprozesses ist, geht immer dem Translat voraus. Ausgangspunkt für die Existenz eines Translats ist die Existenz eines Ausgangstextes,

sei diese potenziell, real oder imaginär. Der Ausgangstext muss dabei aus einer anderen Kultur stammen und in einer Sprache verfasst sein, die zu dieser Kultur gehört. Von diesen Faktoren determiniert soll das Translat durch einen Translationsprozess vom Ausgangstext abgeleitet worden sein. Ein Translat entsteht aus einem zweiteiligen System und erschafft dieses auch gleichzeitig. Einerseits entsteht es aus dem Spannungsfeld zwischen zwei Kulturen und andererseits basiert der Zieltext auf dem Ausgangstext und stellt ihn gleichzeitig in den Mittelpunkt. Auch hier ist das dyadische Element enthalten (vgl. Gorlée 2004:110). Der Zieltext, also das Translat, und Gorlée (vgl. 2004:110) bezieht sich hier auf Gorlée (1990), ist ein degeneriertes Index-Zeichen. Die sprachlichen Elemente des Zieltextes sind „other than analogous constituents of the source text, yet isomorphic with them. That is to say, isomorphisms obtains, but without identity“ (Gorlée 2004:110).

5.3.1.3. Das Metaphern-Zeichen

Metaphern sind Manifestationen der Kategorie der Drittheit in der Kategorie der Erstheit und haben keine physische oder existenzielle Verbindung zum Objekt. Metaphern sind Ikonen, die eine willkürliche und abstrakte Verbindung zum Objekt aufweisen. Dabei wird eine Regel vorausgesetzt, die zwei vorher völlig voneinander unabhängige Einheiten aus Zeichen und Objekt miteinander verbindet, wobei Bedeutung konstruiert und ihre Differenz überwunden wird. Eine Metapher ist nicht nur ein Vergleich, der ihr zwar unterschwellig vorausgeht, sie überrascht vor allem, weil sie Merkmale des Zeichens in einem völlig anderen Bereich deutlich macht, wie Peirce formulierte (CP:2.277,ca.1902 in Gorlée 2004:110), „that is, when transposed to another object of experience and/or investigation, applied to another context or expressed in another medium – as is the case with interlingual translation“ (Gorlée 2004:110). Interlinguale Translation ist also eine Form, in der sich die Metapher durch das Element der Drittheit im Zeichen der Erstheit, dem Ikon, manifestiert.

Interlinguale Translation ist ein Prozess, in dem es zwei Seiten gibt, zwei sprachliche Codes und ihre jeweiligen Strukturen, die miteinander interagieren. In diesem Prozess geschieht

„dynamic comparison, or mapping of the structures of source messages onto target messages. This mapping has metaphorical overtones, which not only show the parallelisms and similarities but at the same time, and rather strongly, underscore and problematize the perceived discontinuities and differences, even irreconcilable differences, between the languages and cultures involved“ (Gorlée 2004:110).

Der Translationsprozess ist also ein vergleichender Prozess, in dem Ähnlichkeiten ebenso wie Unterschiede zwischen Sprachen und Kulturen hervortreten.

Durch die Unterschiede im Bereich der Grammatik und der Textform von sprachlichen Nachrichten ist keine eindeutige Lösung möglich, doch dies ermöglicht es gleichzeitig, dass dem Text und dem Translat (Interpretations-)Spielraum erhalten bleibt. Sie sind beide weiterhin im Wandel begriffen und erhalten so die Möglichkeit für weitere Bedeutungskonstruktion. Diese Produktivität des Zeichens unterscheidet sich stark vom Zustand des Bildzeichens, das nicht auf Bedeutungskonstruktion angewiesen ist. Die Vielfältigkeit der mög-

lichen Gemütszustände und angemessenen Translationen, die durch das Ikon ausgelöst werden können, wird in der Metapher jedoch durch regelgeleitete Interpretationen und Einheitlichkeit ersetzt. Bilder und Metaphern repräsentieren die beiden Pole, in denen sich das Ikon in der Kategorie der Erstheit als Möglichkeit realisieren kann (vgl. Gorrée 2004:110f.). Dies bietet auch Platz für mögliche Manipulationen.

5.3.2. Möglichkeiten der ideologischen Manipulation

In diesem Unterkapitel soll untersucht werden, was gemeinhin unter dem Begriff Manipulation verstanden wird und wie Manipulation von Translationsprozessen in der Translationswissenschaft betrachtet wird. Daraufhin soll dargestellt werden, was Manipulation von Zeichen für die Semiose bedeutet und wie in der Geschichte der Translate Ausgangstexte manipuliert wurden.

Unterschiedlichen Wörterbucheinträgen zufolge beinhaltet der Begriff *to manipulate*, dass die exzellente Beherrschung eines Vorgangs dazu verwendet wird, um diesen Vorgang, unter Anwendung unterschiedlichster Mittel, zu kontrollieren und zum eigenen Vorteil zu nutzen. Macht über die Dinge zu erhalten, ist dabei der Antrieb. Dieses Machtstreben kann unterschiedliche Zwecke haben, wie etwa Schönheit, die zur peirceschen Kategorie der Erstheit gehört, Nützlichkeit, die zur Kategorie der Zweitheit gehört, oder das Denken, das zur Kategorie der Drittheit gehört, und manifestiert sich meist in einer Mischung aus diesen drei Zielen. Aus ideologischer oder rhetorischer Perspektive kann der Begriff *Denken* auch als persuasive Logik bezeichnet werden. Dies macht deutlich, dass er auch zu offenkundiger oder versteckter Manipulation degenerieren kann, wie Peirce es formulieren würde. Manipulation, die im Prozess der Interpretation stattfindet, kann figurativ sein und sich über Entsprichungen manifestieren (vgl. Gorrée 2004:111). Dies bedeutet, dass

„hypoicons are assembled, processed, and interpreted in the receiver’s mind in the form of Firstly, images, Secondly, diagrams, and Thirdly, metaphors which are pre-programmed as such by the sender. The novelty introduced into the reasoning process here means that such thought-icons are a product of the sender’s doctrine – a ready-made set of ideas, meant to be adopted as the exclusive basis of actual practice (such as translation). This ‘hidden agenda’ which is never openly avowed and can only be gathered from circumstantial evidence, works by what Peirce called abstraction“ (Gorrée 2004:111, Hervorhebungen im Original).

5.3.2.1. Manipulation des Translationsprozesses aus Sicht der Translationswissenschaft

Translation ist als Prozess von metaphorischen Aspekten bestimmt und zeigt, wie beschränkt bzw. frei der Sender und Empfänger in diesem Prozess sind. Manipulation als Mittel, das die Perzeption des Textes beeinflusst, ist in Translaten üblich und wurde erst durch die sogenannte *Manipulation School* kritisiert. Es wurden Manipulationen betrachtet, die sich in Beschränkungen, Kontrollen und Bestimmungen zeigten und das Verlagswesen beherrschten. So waren sie auch relevant für die Arbeit von Übersetzern. Lefevere (1984:92-93 zit. in Gorrée, Hervorhebungen Gorrée), nannte dies Patronage und definierte das als „the regulatory mechanism who steers the course of literary systems . . . in which the patron re-

presents the dominant ideology, and in which he also has the power to bestow money and status, or to withhold it“. Durch diese Beschränkungen sind sowohl literarische Originalwerke als auch Translate „refracted“:

„A refraction would then be any text, produced on the basis of another, with the intention of adapting that other text to a certain ideology (the fascist Schiller, for example, as a ‘brother in arms of the Führer’ or the Hamlet who suffers from an Oedipus complex) or to a certain poetics (Voltaire’s *Othello* in alexandrines and minus Desdemona’s offensive handkerchief, or Christopher Logue’s *Patrocleia*) and usually, to both. Refractions are made to influence the way in which readers read a text. As such they are a powerful instrument in ensuring the ‘right’ reading of works of literature and in perpetuating ‘right readings’.“ (Lefevere 1984:89 zit. in Gorfée 2004:111f.)

Dieses Phänomen betrifft jedoch nicht nur Translate und wie diese in der Zielkultur rezipiert werden. Außerdem kann es nicht nur auf literarische Texte angewandt werden. Äußerungen auf allen Ebenen, seien diese sprachlicher oder nicht-sprachlicher Natur, können von Regierungen, religiösen Institutionen oder privaten Interessensvertretungen als politisch oder sexuell unangemessen erachtet werden.

„Journalism, speech, advertising, cinema, television, theater, photography, and other arts have been subjected to preventive and/or punitive censorship. It should, however, come as no surprise that foreign types of expression are often believed to be alien to home-grown values and ideals, and to threaten the political, social, or moral order.“ (Gorfée 2004:112)

5.3.2.2. Manipulation des Translationsprozesses aus peircescher Perspektive betrachtet

Manipulation und die peircesche Zeichenart Metapher haben gemeinsam, dass dabei unterschiedliche Elemente zusammenfinden, „so as to convey one pre-determined meaning, while other possible, but undesirable, meanings are discouraged, precluded, or even forbidden“ (Gorfée 2004:112). Was genau der Interpretant aussagt, welche Bedeutung er also hat, ist aus peircescher Perspektive ebenso unwesentlich wie die Rolle des Translators als Individuum. Die peircesche Zeichentheorie besagt, dass das Text-Zeichen über das dynamische Objekt einen Impuls erhält und letztendlich auf das dynamische Objekt zurückverweist. Um sein semiotisches Potenzial vollständig nutzen zu können, muss sich dieser Impuls weiterentwickeln, über das Text-Zeichen zu einer, hypothetisch betrachtet, endlosen Reihe von Interpretanten bzw. Translaten. Dabei wird das jeweilige Text-Zeichen vom darauffolgenden Text-Zeichen interpretiert. In der Semiose von Texten zeigt sich, dass die Bedeutung des Text-Zeichens nicht mit dem unmittelbaren Objekt, das sich auf den ersten Blick bei der Textrezeption zeigt, übereinstimmt (vgl. Gorfée 2004:112). Wesentlich dagegen sind „the rule or habit (its interpretant) by which one would, under certain conditions, read, understand, interpret, and hence translate it“ (Gorfée 2004:112, Hervorhebung im Original). Wenn diese Regel manipuliert wird und es zu ideologischer Manipulation kommt, „free deployment of the meaning of the text is temporarily thwarted or even stalled. In extreme cases, the text-sign may lose its ‘soul’ and die“ (Gorfée 2004:112, Hervorhebung im Original).

5.3.2.3. Manipulation von Ausgangstexten

Ideologische Manipulation des Text-Zeichens im Translationsprozess zeigt sich nicht nur am Zieltext, wie bisher betrachtet wurde. Auch der Translationsprozess mit seinen Regeln ist betroffen und kann etwa durch literaturwissenschaftlich geprägte Meinungen zur Ästhetik von Texten beeinflusst werden (vgl. Gorfée 2004:112f.).

Auch der Ausgangstext kann Gegenstand der Manipulation werden, um dadurch einer Ideologie, einem Vorurteil, einem Dogma oder Glauben gerecht zu werden. Veränderungen des Ausgangstextes sind teilweise bis zur Entstellung des Ausgangstextes durchgeführt worden (vgl. Gorfée 2004:113). Diese Form der Manipulation kann aufgrund der sprachlichen und kulturellen Unterschiede zwischen Ausgangs- und Zielcodes geschehen, stellt Gorfée fest und verweist auf Nida (1964), und schließt dabei „the temporal and/or spatial distance between the source text and target text, and/or other matters stemming from social arrangements, politics, religion, commerce, and so on“ (Gorfée 2004:113) mit ein. Auch die Reaktion der Zielkultur auf die Manipulation des Textes hängt von diesen Faktoren ab (vgl. Gorfée 2004:113).

Als Beispiel für diese Art der Manipulation soll die Entwicklung der Erzählungen von *Tausendundeine Nacht* dienen, die in mündlicher, anonymer Überlieferung in Indien entstanden und etwa im 15. Jahrhundert im Syrischen verschriftlicht wurden. Die Erzählungen entwickelten sich immer weiter hin zu einer muslimischen Perspektive und heute werden sie Persien bzw. anderen arabischen Ländern zugeordnet und sind im englischen Sprachraum auch als *The Thousand and One Arabian Nights* bekannt. Es sind zahlreiche Versionen der Erzählungen über die Jahrhunderte hinweg erschienen, die auf unterschiedlichen Ausgangstexten basierten, und haben dabei oft erotische Erzählungen ausgespart und andere, erst später entstandene Erzählungen in die Sammlung aufgenommen (vgl. Gorfée 2004:113).

Als weiteres Beispiel für diese Art der Manipulation können indirekte Übersetzungen angeführt werden, wie die Übersetzung von Tolstois *Krieg und Frieden*, wo etwa die deutsche bzw. französische Übersetzung als Ausgangstext für die Übersetzung ins Dänische oder Norwegische diente. Dabei wird der ursprüngliche Ausgangstext undeutlich. Diese Vorgehensweise war im Literaturbetrieb üblich und wird manchmal noch angewandt, vor allem dort, wo es um kleinere Sprachen geht, für die es kaum Übersetzer gibt (vgl. Gorfée 2004:113).⁵ Zusammenfassend kann gesagt werden, Translation ist

„an affair of self-referential iconicity. The universe of discourse (objectual reality) of source text and target text experiments with the space between text-internal and text-external reality, between the creative tension and mutual constraints of the dynamical object with the immediate object. In its different stages, translation moves from the Firstness of moodscapes (image) through the Secondness of worldscapes (diagram) to the Thirdness of mindscapes (metaphor). In this process, translation crea-

⁵ Ein ähnlicher Prozess kann auch beim Dolmetschen beobachtet werden, wenn etwa von einem Relais in eine weitere Sprache gedolmetscht wird.

tes for itself more and more referential freedom and space for the creative and/or doctrinaire maneuvering of meanings“ (Gorlée 2004:113, Hervorhebungen im Original).

Gorlée (2004:114) argumentiert mit Hausmann, für Translation gelte, dass sie

„[a]s a metaphorical mindscape ‘it creates its own referents’ and in this respect ‘it creates and refers self-referentiality to its meanings’ (Hausman 1989:222 zit. in Gorlée 2004). In the final analysis, only their relevance to objective reality (the dynamical object) saves source text and target text from becoming estranged and arbitrary entities, both ‘apt, faithful, adequate’ and ‘inappropriate, unfaithful, or whatever’ translation (sic)“ (Hausmann zit. in Gorlée 2004:114).

Translation kann also als Prozess gesehen werden, der mit seinem Fortschreiten immer mehr Freiheiten generiert, bis die Verbindung zwischen Ausgangs- und Zieltext im Wesentlichen über ihre Bezogenheit auf das dynamische Objekt und damit die Realität besteht. Dies ermöglicht große Kreativität, eröffnet aber auch Möglichkeiten der Manipulation, wenn die Regeln der Semiose beeinflusst und damit die Verbindung zur Realität gestört wird (vgl. Gorlée 2004:114).

6. Abduktive Translation

In diesem Kapitel soll, nachdem betrachtet wird, welche Rolle die Intuition aus translati-onswissenschaftlicher Perspektive spielt, dargestellt werden, welche Position die Textlingu-istik als für die Translationswissenschaft relevante Disziplin einnimmt und welche Aufgabe Intuition im Gegensatz dazu erfüllen könnte. Daraufhin soll die peircesche Abduktion als nicht formalisierter Erkenntnisweg vorgestellt und als für den Translationsprozess relevant beschrieben werden. Es wird außerdem untersucht, wie genau der abduktive Prozess von-stattengeht.

6.1. Translationswissenschaft und Intuition

Komissarovs (1995) Artikel *Intuition in Translation* zeigt, dass die Frage nach der Intuition in der Übersetzungswissenschaft durchaus von Bedeutung ist (vgl. Gorlée 2004:115):

„(1) A considerable part of the translator’s actions are prompted by intuition. It is an important feature of the translating process which must be the object of theoretical analysis. (2) The translator’s intuition is based, to a large extent, on his/her knowledge, skill and habits. At the same time it can prompt the translator to some sudden, faster and very succesful solutions of complicated problems. (3). An investigation of the translator’s intuition, like any other branch of translation theory, is aimed at getting objective data of the object studied. Given the present state of our knowledge about the creative activity of the human brain, a comprehensive description of the translator’s intuition is still unattainable. However, even the most general or limited results of studying it are of theoretical and practical value.“ (Kommissarov 1995:354 zit. in Gorlée 2004:115, Hervorhebungen in Gorlée)

In seinem Aufsatz konstruiert Kommissarov laut Gorlée (vgl. 2004:115) eine Theorie dazu, die sich innerhalb der peirceschen Arten des logischen Schließens bewegt. Gorlée sieht die Kritik, die Kommissarov am linguistischen Ansatz zur Untersuchung von Fragen des Trans-lats und des Translationsprozesses übt, als berechtigt an, da dieser Ansatz

„tends to focus on the description of the interface of two (or more) linguistic systems, in search of patterns, regularities, and strategies, thereby doing insufficient justice to problem-solving in the bold experiment of translational action“ (Gorlée 2004:115, Hervorhebung im Original).

Um einem zeichentheoretischen Ansatz gerecht zu werden, sollten Translate nicht durch Adjektive wie *gut* und *schlecht*, *richtig* und *falsch*, *adäquat* und *nicht-adäquat* oder *nützlich* und *nutzlos* bewertet werden, da diese größtenteils nicht objektiven Kriterien entsprechen, die ein standardisiertes System der gedanklichen Verfertigung beurteilen könnten (vgl. Gorlée 2004:115). In Translaten realisiert sich ein Amalgam aus subjektiven und objektiven Elementen des Wissens des Translators. Das subjektive Wissen ist Resultat der Intuition oder gar der absichtlichen Digressionen und nicht zielgerichteten Erfahrungen des Translators bei der Arbeit. Translation besteht daher aus heuristischen und kreativen Aspekten und dies nicht zu beachten, würde bedeuten, „to flatten the activity and to reduce it to the mechanical (re)production of dead replicas of the original“ (Gorlée 2004:115, Hervorhebung im Original).

6.2. Textlinguistik, Formalisierung und Intuition

In diesem Unterkapitel soll betrachtet werden, auf Grundlage welcher logischen Gedankengänge die Textlinguistik zu ihren Schlüssen kommt und welche Rolle die menschliche Intuition in sprachlichen Vorgängen, wie es die Translation ist, spielen könnte.

Gorlée (vgl. 2004:116) sieht, dass die Textlinguistik sich immer weiter in Richtung logischer Formalisierung bewegt hat und die Translationswissenschaft in ihrer linguistischen Orientierung sich dem folgend ähnlich entwickelt hat. Sie sieht in diesem Prozess Chomskys Forderung nach Formalisierung als Grundlage für Wissenschaftlichkeit und Gültigkeit erreicht. Doch dies lässt den Untersuchungsgegenstand *Sprache* zu einer algebraischen Struktur werden, der keinen heuristischen Ansatz mehr zulässt. Relevant sind so nur Probleme, die durch den theoretischen Ansatz gelöst werden können. Daher ist für Gorlée der Ausschluss von unerwünschten Beispielen die Basis für das erfolgreiche Funktionieren der Generativen Grammatik. Dem Translationsprozess sind jedoch auch intuitive Aspekte zueigen und daher kann ein analytischer Algorithmus der Lösung von translatorischen Problemen nicht gerecht werden. Ein Algorithmus würde das, was Gorlée als wesentlich für den Translationsprozess und jegliche sprachliche Analyse sowie die weiterführenden metalinguistischen Aktivitäten erkennt, wie etwa interlinguale Translationsprozesse, unmöglich machen. Dieses Wesentliche sind „intuitive steps“ und „analytical leaps“ (Pike 1967:224-225 zit. in Gorlée 2004:116).

Die generative Transformationsgrammatik bot Gorlée (vgl. 2004:116) zufolge der Textlinguistik eine formale Grundlage und neue Ideen, wie etwa die wohlgeformte Syntax und auch semantische Akzeptabilität. Beide Konzepte fanden Eingang in die Textanalyse und Translationsprozesse. Sprachliches Material zu formalisieren, kann daher nützlich sein, um eine Theorie zu erschaffen. Es entspricht jedoch nicht einer Theorie. Ansätze aus dem Bereich der Logik zu verwenden, führt zu der Annahme, geschriebene Texte basierten auf

einem strengen, im Voraus festgelegten Regelwerk und könnten mittels einer logischen Sprache angemessen beschrieben werden.

Die menschliche Intuition bietet über diese Formalisierungsversuche hinaus- oder ihnen vorausgehend wesentliche Daten: „The precise explication of one’s linguistic intuitions should come first, and only then does formalization make sense“ (Rieser 1981:334 zit. in Gorlée 2004:116). Diese Art von Aussagen ermöglicht es, zu Sprachtheorien zurückzukehren oder solche zu entwickeln, die keinen transformationsgrammatischen Ansatz verfolgen. Auch eine neue Entwicklung in der Translationswissenschaft wird dadurch möglich, da diese sich immer wieder auf solche linguistischen Ansätze bezieht (vgl. Gorlée 2004:116f.).

Gorlée führt das Pike-Zitat „there is no mechanical discovery procedure“ (Pike 1967:225 Anm. zit. in Gorlée 2004:117), durch die Bedeutung entdeckt werden könne, an, und lässt ihn weiter ausführen:

„The gratuitous adding, by implication, of the word ‘mechanical’ before the phrase ‘discovery procedure’ we vigorously reject. Rather, we have discovery procedures which are of the guess-and-check type ... Once a system is arrived at by such procedures, with intuitive components, then description (as over against discovery) can choose to present only a part of the data (the formal part) and leave out the semantic component. I have chosen, on the other hand, to retain semantic components in presentation for a simple reason: I wish to be able to know, after I have presented the linguistic structure, *what* it means – not merely that it is well-formed – since language is a communicative system.“ (Pike 1967:225 Anm., Hervorhebung Pike, zit. in Gorlée 2004:117, Auslassungen Gorlée).

Bedeutung wird also mittels Intuition geschaffen, bevor Rohdaten durch Formalisierung beschrieben werden können. Ähnlich verhält es sich auch bei Translationsprozessen als Entdeckungsverfahren, wo die Intuition auch der Ausgangspunkt für folgerichtiges Denken ist, das zu, logisch betrachtet, richtigen oder falschen Resultaten führen kann. Gorlée erkennt darin unter Hinzunahme der oben angeführten Aussagen von Rieser und Pike eine Position, die an den peirceschen abduktiven Prozess erinnert, der die erste Ebene des logischen Schließens ist. Aus peircescher Perspektive betrachtet, sind die Formalisierungsversuche im Bereich der Textlinguistik, die Chomsky folgen, von falschen Voraussetzungen ausgegangen. Doch auch falsche Ausgangspunkte können wesentliche Konsequenzen haben, sodass jede Überzeugung als Hypothese betrachtet werden muss, die immer wieder zu überprüfen ist. Abduktives Schließen bei Peirce ist eine mutmaßende Denkmethode, die überzeugend ist, jedoch nicht unfehlbar. Gorlée (vgl. 2004:117) erachtet abduktive Erkenntnis als wesentlich für die erste Phase des Translationsprozesses und wendet die peirceschen Überlegungen auf diesen an. Nachfolgend soll daher der Begriff Abduktion erläutert werden.

6.3. Abduktion: Ein mögliches Erkenntnisverfahren

Peirce fügte den Konzepten der Induktion und Deduktion ein drittes Konzept zu, das er Abduktion nannte. Abduktion kommt in dieser Trichotomie eine zwar vorläufige, jedoch wesentliche Aufgabe zu. Durch Abduktion wird versucht, eine Antwort auf Fragen zu finden, die sich durch von Erwartungen abweichende Tatsachen stellen. In diesem Prozess des Folgerns ist der Beobachter auf seinen Einfallsreichtum angewiesen: „The abductive pro-

cess consists of search, framing, choice, and tentative retention of an hypothesis that is strong enough“ (Gorlée 2004:118), um weiter mit ihr zu arbeiten.

Abduktion hat als Folgeprozess keinen hohen Wahrheitswert. Daher kann er nicht verwendet werden, um zu einem endgültigen Schluss zu kommen, der einem hohen Wahrheitswert entspräche. Bei abduktiven Schlüssen gibt es keine kausale Beziehung, die es möglich machen würde, die Schlüsse auf andere Gegenstände zu übertragen. Durch Abduktion kann eine akzeptable und einfache Hypothese erstellt werden, die Lösungen für die fraglichen äußeren Beobachtungen liefert. Auch wenn der Prozess der Abduktion damit keine Beweise liefern kann, bis sie nicht weiter geprüft worden ist, so ist dieser Prozess dennoch mehr als willkürliche Spekulation. Es ist in diesem Verfahren nicht sicher, dass das auf Intuition basierende Urteil ein gutes ist, doch „it has seldom been necessary to try more than two or three hypotheses made by clear genius before the right one was found“ (CP:7.220,1901 zit. in Gorlée 2004:119). Für Gorlée entstehen durch Abduktion neue, kreative Ideen in einem Prozess, der ohne sie zwar durchdacht, aber ohne Entwicklungsmöglichkeit wäre. Erfindungsgeist und neue Perspektiven würden fehlen und diese Prozesse würden zudem dazu neigen, sich selbst als Zweck zu sehen und sich dadurch auch selbst zu verifizieren. Daher ist „*il lume naturale*, which lit the footsteps of Galileo“ (CP:1.630,1898 zit. in Gorlée 2004:119, Hervorhebung in Gorlée) für Prozesse des Schlussfolgerns notwendig. Genauer gesagt: „Abduction is concerned with making relevant clever guesses involving fresh, new connections between question and solution through a flash of understanding; this crucial experience is the *eureka* act.“ (Gorlée 2004:119, Hervorhebung im Original)

Erkenntnisse, die im wissenschaftlichen Bereich zu großen Fortschritten führen, können nicht durch ausschließlich deduktive Verfahren gemacht werden. Ihnen liegt die peircesche Struktur der Metapher zugrunde, wobei eine Beobachtung auf eine neue, unbekannte Fragestellung übertragen wird (vgl. Gorlée 2004:119). Peirce (CP:5:2=W:3:244,1877 zit. in Gorlée 2004:119) beschrieb den Prozess folgendermaßen: „[T]o find out, from the consideration of what we already know, something else we do not know.“ Daher existiert Wissen nicht als eine Einheit in der Welt draußen, die von einem Beobachter entdeckt und dann nach seinen Bedürfnissen geformt werden kann. Wissen entsteht in der Innenwelt des Untersuchenden und versucht, eine Antwort auf die Frage einer bestimmten Erfahrung zu geben. Ideen dieser Art werden in Augenblicken abduktiver Erkenntnis geboren. Dafür notwendig ist ein geschulter Geist, der sich in einen meditativen Zustand versetzen kann, von Peirce auch „*musement*“ genannt (CP:6.452-6.465,1908 zit. in Gorlée 2004:119). Für Gorlée (2004:119) ist dies „a felicitous concatenation of internal forces, including genetic ones, that affect the inquirer, as well as a favorable coincidence of external factors“. Der Wille des Untersuchenden kann dies nicht vollständig beeinflussen, da dieser Prozess zum Teil bewusst, zum Teil unbewusst ist (vgl. Gorlée 2004:119).

Ideen, die durch einen abduktiven Prozess gebildet werden, sollten Gorlée (vgl. 2004:119f.) zufolge nicht als weniger wichtig erachtet werden. Obwohl die Kognitionspsychologie Emotionen eine dem Denken untergeordnete Rolle zuschreibt, sollte dies nicht auf abduktive Prozesse übertragen werden. Abduktion ist als Lösungsweg zwar nur zu einem

Teil bewusst und kann daher als nicht ausreichend entwickelte Methode beschrieben werden und Peirce würde sie als degeneriert bezeichnen. Abduktion ist jedoch keine Methode, die nur auf Instinkten basiert und den Verstand ausschließt. Außerdem kann sie auch außerhalb des auf Syllogismus beruhenden Rahmenwerks der reinen Logik Anwendung finden. Abduktion als heuristischer Prozess ist wesentlich für alle interpretativen Prozesse, in denen Entdeckungen durch Inspiration entstehen müssen, in allen Forschungsgebieten und Untersuchungen, seien diese wissenschaftlicher oder praktischer Natur.

Interlinguale Translation weist Merkmale von abduktiven Prozessen auf. Translation in ihrer ersten Phase sucht mögliche Hypothesen, die einfach, einleuchtend und flüchtig sein müssen und gleichzeitig die beste Erklärungsmöglichkeit sind. Translation, aus einer abduktiven Perspektive betrachtet, befindet sich an der Schnittstelle von Natur und Kultur. In diesem Prozess wird die Bewegung vom Instinkt, der durch biologische Faktoren determiniert ist, hin zu durch Kultur determinierten Methoden deutlich. Gleichzeitig bleibt er in einiger Distanz zu Konzepten, wie dem peirceschen doch recht ungenauen, fast mystisch anmutenden Instinktbegriff oder anderen nicht-empirischen Überzeugungen (vgl. Gorrée 2004:120)

6.4. Abduktion angewandt auf Translationsprozesse

Gorrée (vgl. 2004:122f.) zufolge wird in der peirceschen triadischen Vorstellung der Zeichenbeziehung das Zeichen (Repräsentamen) durch sein Objekt definiert. Der Interpretant dagegegen wird nicht ganz über das Repräsentamen definiert. Die Bedeutung eines Zeichens kann damit nie vollständig bestimmt werden und wird gleichzeitig zu „[a] process of discovery that focuses on the shifting scope of precisely the ‘space between’ the interpretant (translation) and the object (real state of affairs)“ (Gorrée 2004:123, Hervorhebungen im Original). Wie der abduktive Erkenntnisprozess in diesem Zwischenraum funktioniert, soll in diesem Unterkapitel untersucht werden.

In Kapitel 3.3.1. sind Translationsprozesse, wie sie in der Translationswissenschaft beschrieben werden, aus semiotischer Perspektive betrachtet worden und es ist deutlich geworden, dass Abduktion Teil des Translationsprozesses ist. Abduktion ist „the first phase of the entwined life-forms of translating“ (Gorrée 2004:123), die sich, wie in Kapitel 4 angeführt, als eine Art Netz oder „growing tree“ (MS 283:98,1905 zit. in Gorrée 2004:123) beschreiben lassen: „The semiotically ‘equivalent’ ideas arising from the aspiring tree, while rooted in a common trunk, shoot out like new branches and subbranches in different directions“ (Gorrée 2004:123, Hervorhebung im Original). Die Äste ordnen die unterschiedlichen entstehenden Translationen und ihre Elemente. Neue Informationen über das dynamische Objekt werden dabei ständig hinzugefügt und die entstehenden, neuen Translate neigen dazu, schlechte Translate zu neutralisieren. Die unterschiedlichen Spielarten von Translaten ergänzen die Bedeutungen neuer Translate und machen sie genauer. Es wird jedoch nie einen absolut vollständigen Informationsgehalt in einem Translat geben (vgl. Gorrée 2004:123).

Der Ausgangspunkt des abduktiven Translationsprozesses findet sich zunächst im ersten Blick des Translators auf das Original. Der Translator nimmt dabei die Möglichkeit der Übersetzbarkeit und Unübersetzbarkeit wahr. Bei diesem ersten, schnellen Blick handelt es sich um eine vor allem unbewusste Wahrnehmung, der keine überlegende Analyse zugrunde liegt (vgl. Gorfée 2004:124).

„It is a fleeting feeling, like a shiver of delight that runs down the spine of the translator, without yet coming to express any further belief of conviction regarding into [sic!] old (translatable) and new (translated) areas. The old text is scanned with a gaze of discovery, without the riveted attention that would lead to a detailed and fixed certainty of knowing, but only a wondering gaze of curiosity or even surprise.“ (Gorfée 2004:124, Hervorhebungen im Original)

Vorerst bleibt es bei einem abduktiven Blick auf den Text und es tun sich flüchtige Räume des Unterschieds zwischen der abstrakten Vorstellung der allgemeinen Übersetzbarkeit und der noch nicht realisierten aufmerksamen Handlung auf. Auch diese Räume erscheinen: die zwischen dem Wissen des übersetzbaren Textes, dem Geist des Translators, der auch über ein eigenes Wissen verfügt, und dem Wissen der Rezipienten sowie das mangelnde Wissen bei Unübersetzbarkeit (vgl. Gorfée 2004:124). „Abductive Translation is a visual fallacy, misfallacy, and fallacious disorder; it is an error inherent in the human condition“ (Gorfée 2004:124).

Gorfée (vgl. 2004:124) bemerkt, dass im Bereich der Translationswissenschaft der abduktive Schritt im Translationsprozess nicht verwendet wird, um Fragen nach Übersetzbarkeit oder Unübersetzbarkeit zu beantworten. Es geht vielmehr um „readability, and [...] transferability factors of different alphabet-like systems, text systems, writing systems, and the like“ (Gorfée 2004:124). Im Unterschied dazu kann argumentiert werden, dass das Gehirn antizipiert, es also zunächst zu einem Sinneseindruck kommt, bevor gehandelt wird. Dabei werden auf Basis dieser Wahrnehmung Hypothesen über Übersetzbarkeit bzw. Unübersetzbarkeit eines Textes gebildet. Der Translationsprozess ist als Prozess Untersuchungen nicht direkt zugänglich, da er in einer sogenannten „black box“ (Toury 1986:1114 zit. in Gorfée 2004:182) stattfindet. Daher ist es für Gorfée (2004:124) möglich, Translation ausschließlich als „public action that follows from a secret, abductive motion“ zu erklären. Wenn das Resultat der Abuktion Übersetzbarkeit ist, wird darauf basierend über die weiteren Schritte im Translationsprozess entschieden, wie es auch die Translationswissenschaft beschreibt (vgl. Gorfée 2004:124).

Für Gorfée (vgl. 2004:125) kann Kollers Modell⁶ zu den drei Bearbeitungsstufen der Übersetzung daher hauptsächlich auf Ausbildung und Praxis von Translatoren angewandt werden. Dennoch ist die Möglichkeit gegeben, die Rohübersetzung, die der ersten Bearbeitungsstufe entspricht, als ein Resultat der Abduktion zu sehen (vgl. Gorfée 2004:125). Die Rohübersetzung ist, so wie die Abduktion, „impromptu in nature, originates in speculation, and has only provisional value“ (Gorfée 2004:125).

⁶ Gorfées Analyse von Kollers Modell wird in Kapitel 3.3.1. betrachtet.

Ebenso wie die drei Bearbeitungsstufen der Übersetzung von Koller werden auch aus peircescher Perspektive Translats auf Basis von qualitativen Kriterien bewertet. Die Qualität der kollerschen Übersetzungen basiert jedoch auf der Nützlichkeit, die über die Position der intendierten Empfänger des Translats definiert wird (vgl. Gorrée 2004:125). Die Qualität eines Translats bei Peirce dagegen zeigt sich als „truth-value in reference to some purpose of beauty (Firstness), usefulness (Secondness) or insight (Thirdness)“ (Gorrée 2004:125, Hervorhebungen im Original). Das wesentliche Merkmal, das Abduktion laut Gorrée (vgl. 2004:125) hervorbringen kann, ist ästhetischer Art, etwas, das Koller kaum berücksichtigt.

In diesem Unterkapitel wurde gezeigt, dass abduktive Verfahren durchaus im Translationsprozess stattfinden. Im Folgenden soll untersucht werden, auf welche Art und Weise.

6.5. Abduktion in der Translation: wissenschaftliche und künstlerische Kreativität

Dieses Unterkapitel stellt dar, wie sich Translation im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Kreativität bewegt. Die Überlegungen zur Abduktion haben gezeigt, dass der Translator zu Lösungen gelangt, indem er alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel nutzt und damit nicht ausschließlich durch Analyse und Transkodierung, wie es etwa bei Computerübersetzung der Fall wäre (vgl. Gorrée 2004:127). Gorrée verweist auf Anderson (1987), der zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Kreativität unterscheidet. Peirce hat sich demzufolge mit wissenschaftlicher Kreativität befasst und nur in einem geringen Ausmaß mit künstlerischer Kreativität. Beide Prozesse wenden abduktive Verfahren an. Jedoch führt diese Anwendung zu unterschiedlichen Ergebnissen. Wissenschaftliche Kreativität hat Entdeckungen zum Ziel. Sie basiert auf analogen Strukturen. Künstlerische Kreativität hat das Ziel, etwas zu kreieren und basiert auf metaphorischen Strukturen. Anderson bezieht sich laut Gorrée (vgl. 2004:128) auf die peircesche Unterscheidung von ikonischen Zeichen in Bild-Zeichen, Diagramm-Zeichen und Metaphern-Zeichen und folgert, wissenschaftliche Erkenntnisse basierten auf Hypothesen, die durch ihren analogen Charakter zur Welt Diagrammen entsprechen, während künstlerisches Kreieren auf metaphorischen Strukturen basiert, die ein neues Gefühl aufzeigen wollen.

Ein Translat ist ein indexalisches Zeichen, in dem das Element der Ikonizität dominant ist, da es als Ganzes, aber auch im Rahmen seiner Elemente, die qualitative Struktur eines Text-Zeichens, das ihm vorausgeht, aufnehmen muss. Das Medium der Sprache vereint Translat und Original unter dem Dach der Symbolizität, die immer ikonische und beziehungsweise oder indexalische Anteile hat. Einerseits ist Translation damit ein Prozess, in dem analoge Gedanken geschaffen werden, und entspricht damit einer wissenschaftlichen Erkenntnis. Gleichzeitig ist es für den Translator möglich, seine künstlerischen Fähigkeiten einzusetzen und damit Metaphern im peirceschen Sinne zu erzeugen. Dies entspricht etwas Neuem und entsteht auf Grundlage von zwei unterschiedlichen Elementen, deren qualitative Strukturen sich wesentlich unterscheiden. Die beiden Elemente werden als ähnlich erachtet,

um der betreffenden Funktion gerecht zu werden. Metaphern sind damit ein symbolisches Zeichen, in dem das Element des Ikons eine bedeutende Rolle hat (vgl. Gorrée 2004:128).

Normalerweise wird zwischen diesen beiden Ansätzen und damit der treuen/buchstäblichen und freien Übersetzung unterschieden, meist im Hinblick auf informative Texte einerseits und poetische Texte andererseits. Aus peircescher Perspektive sind die Strukturen, die im wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn bzw. in der künstlerischen Kreation und damit in Translationsprozessen entstehen, auf einer beweglichen Skala anzusiedeln. Der Übergang zwischen den Texttypen ist damit immer fließend und nie eindeutig abgegrenzt (vgl. Gorrée 2004:128).

Das abduktive Verfahren ist im Anfangsstadium des Translationsprozesses zu sehen, doch auch in weiteren semiotischen Prozessen, wenn der Translator auf Hindernisse stößt, kann es eingesetzt werden, um zu Lösungsansätzen zu gelangen. Die Feinheiten des Translats, ihre Überprüfung und auch ihre endgültige Form, auch wenn sie darin besteht, das Translat zu verwerfen, können darüber beeinflusst werden. Für Peirce ist Abduktion „the rock bottom“ (CP:5.195 und Folgendes, 1903 zit. in Gorrée 2004:128) von Erkenntnisgewinnung und findet im Translationsprozess vor allem in der Anfangsphase statt, wo Verhaltensgewohnheiten fester werden (vgl. Gorrée 2004:129).

Peirce hat trotz allem nie konkret beschrieben, wie im abduktiven Verfahren Hypothesen gebildet werden. Abduktive Erkenntnis ist für den Translationsprozess notwendig und bewegt sich abhängig von der Textsorte zwischen den Polen der wissenschaftlichen und künstlerischen Kreativität.

6.6. Das dreistufige abduktive Verfahren des Translators

Auf die Frage, wie der Translator plötzlich zu guten Lösungen kommen kann, antwortet Gorrée, vor allem seien Begabung und Fleiß notwendig. Der Translator muss die Regeln von zwei Sprachen und damit auch Kulturen beherrschen. Auch ist es wichtig, die Schnittstellen dieser beiden Sprachen und Kulturen zu kennen. Auf das Wissen des Translators angewandt, zeigt sich dies in einer großen Zahl von Assoziationen und Kombinationsmöglichkeiten, die er innerhalb einer Sprache hat. Diese sind für die intralinguale Translation notwendig. Doch zeigt sich diese Fähigkeit auch im Hinblick auf Sprachenpaare im Prozess der interlingualen Translation sowie beim Übergang von einem sprachlichen zu einem nicht-sprachlichen Zeichensystem, der intersemiotischen Translation (vgl. Gorrée 2004:129).

Einem einzelnen Individuum ist es jedoch niemals möglich, diese Prozesse vollständig zu erfassen. Dafür sind die Möglichkeiten der Diskurse und der weiteren semiotischen Prozesse sowohl im Bereich der wissenschaftlichen als auch der künstlerischen Erkenntnisgewinnung zu vielfältig. Doch damit eine Idee mühelos entstehen kann, braucht es die Intuition eines Geistes, der diszipliniert und produktiv arbeitet. Dabei kann es sich um einen beliebigen Geist handeln, der nicht zu einem bestimmten Individuum gehört (vgl. Gorrée 2004:129f.). Wie der abduktive Prozess abläuft, soll im Folgenden erläutert werden.

Abduktive Prozesse können nicht geplant werden und müssen von sich aus geschehen. Es ist jedoch möglich, den richtigen Boden dafür zu bereiten: Zunächst sind Intelligenz und angeeignete Fähigkeiten im entsprechenden Bereich notwendig und auch Stimmung und Haltung des Translators müssen eine bestimmte, notwendige Konstellation bilden (vgl. Gorfée 2004:130). Für den ersten abduktiven Schritt im Translationsprozess gilt:

„To achieve the hypnotic state of mind in which the unconscious (the imagination, in the etymological sense of the word) is both unblocked and stimulated, what is needed is a temporary indifference toward logical routines and mental prejudice (which make the inquirer blind to valid, true, and/or relevant elements outside his own presuppositions). Only in this state of lassitude and reverie – Peirce’s musement (CP:6.452ff., 1908 zit. in Gorfée 2004) – can the translator’s skilled mind relax, submit itself unselfishly to the problem (which may be a word, word combination, sentence, paragraph, etc.), and dissolve his ‘I’ into it. He will look at the problem, view it in different lights, and freely explore it all over, that is, he will feel and listen for each meaning of an element of the problem, smell and touch it, as it were, with the tentacles of the mind and the heart.“ (Gorfée 2004:130, Hervorhebungen im Original)

In einem zweiten Schritt versucht der Translator zu Lösungen zu kommen. Er untersucht, wie Elemente des Ausgangstextes mit Elementen des Zieltextes zusammenpassen (vgl. Gorfée 2004:130). Dadurch kann der Translator „make exact experiments upon diagrams, and look out for unintended changes thereby brought about in relations of different parts of the diagram to one another“ (MS292:3, ca. 1906 zit. in Gorfée 2004:130). Dabei wird er in einem spielerischen, sinnierenden Zustand nach einer Lösung für die Fragestellung suchen, indem er die Elemente kreativ kombiniert und eine neue Struktur schafft (vgl. Gorfée 2004:130). Auch wenn die Bewegung durch die Gedankenwelt eine spielerische ist, sind „[the] eyes open, awake to what is about or within you“ (CP:6.461, 1908 zit. in Gorfée 2004:130).

Die meisten Translatoren beugen sich während des Translationsprozesses über den Ausgangstext oder sehen den Bildschirm an. Den Textteil, den sie so betrachten, kennen sie jedoch schon nach dem ersten Lesen. Sich mit dem Auge auf den Lösungsweg zu machen, ist daher unnötig bis kontraproduktiv. Die sowohl körperliche als auch gedankliche Konzentration auf die Buchstaben vor ihnen macht es Translatoren unmöglich, die Gedanken schweifen zu lassen und sich freien Assoziationen zu überlassen oder einer anderen spielerischen Art der geistigen Beschäftigung nachzugehen (vgl. Gorfée 2004:130): „Consequently, they literally manipulate scattered fragments, thereby blocking access to the kinds of synthetic solutions which are generated abductively“ (Gorfée 2004:130f.).

Statt sich dieser Art der Translation zu widmen, fordert Gorfée (vgl. 2004:131), sollten Translatoren den Ausgangstext kurz überfliegen und dazu ermutigt werden, sich zu entspannen und etwa aus dem Fenster oder am besten nirgendwohin zu blicken. Mit offenen oder geschlossenen Augen sollten sie die Aufmerksamkeit weg von der äußeren Welt richten und im Translationsprozess aufgehen.⁷ Die Fragestellung sollte sich von der konkreten Realität der Buchstaben weg in den Geist hinein verlagern, wo sie betrachtet und bearbeitet wird. Die aufeinanderfolgenden sprachlichen Zeichen werden dafür zunächst vom Translator in einen anderen Modus oder Code übertragen und dann zu bildhaften Ideen. Diese geis-

⁷ Dieser Bewusstseinszustand könnte auch beim Dolmetschen notwendig sein, da aufsteigende Bilder und Assoziationen auch hier versprachlicht werden müssen.

tigen Ikone enthalten gleichzeitig alle intendierten Informationen auf unmittelbare Art und Weise:

„Such word-images serve as a visionary, nonverbal *interlingua*⁸ between the problem as a unitary whole and its abductive solution; and this transitional phase permits the abductor to go beyond the given material signs, to choose from a set of pre-given (dictionary) alternatives.“ (Gorlée 2004:131, Hervorhebungen im Original)

Außerdem müssen auch die äußeren Faktoren richtig zusammenwirken: Der Denkprozess des Translators, der sich auf der abduktiven Suche befindet, kann in der Phase, wenn sich die Lösung nähert, leicht gestört werden. Lärm jeglicher Art, sei er akustischer, visueller, sozialer, physiologischer, psychologischer oder sonstiger Natur, taucht zufällig auf und ist in solchen Phasen nicht willkommen. Es gibt keine realen Situationen, in denen vollständige Stille herrscht, sodass Lärm immer Teil des Lebens ist. Er kann beim Translator jedoch dazu führen, dass er von seinen zwar im Unterbewussten ablaufenden Aufgaben abgelenkt wird, die, obwohl sie keinen bewusst gesteuerten Prozessen unterliegen, schwierig zu lösen sind. Wenn der unbewusste Denkprozess einmal gestört ist, kann er im Wesentlichen nicht mehr durch einen Willensakt fortgesetzt werden (vgl. Gorlée 2004:131).

Zum Schluss, als dritter und letzter Schritt des abduktiven Prozesses,

„when the situation seems at last to be ripe for discovery, one chance action, event, or thought suffices to trigger the eureka: the (hopefully) lucky guess emerges suddenly and spontaneously as a flash of brilliance. This is the third and last stage of abduction, itself the primary logic of sign interpretation, and hence also of interlingual translation. Here, the gap between the universe of the source text and the evolving universe of the target text is bridged abductively by an explosion of likeness“ (Gorlée 2004:131, Hervorhebung im Original).

Der Translator kann in diesem Augenblick durch unterschiedlichste körperliche Reaktionen, wie etwa Lachen oder Aufspringen und andere Bewegungen, seinen abduktiven Denkprozess beenden und seine Freude über die Entdeckung ausdrücken (vgl. Gorlée 2004:131).

Damit Translation stattfinden und aus einem Zeichen ein zweites Zeichen werden kann, der Prozess der Semiose sich also vollzieht, muss die abduktive Erkenntnis in eine Handlung umgesetzt werden (vgl. Gorlée 2004:132). Die peircesche pragmatische Maxime fordert in einer ersten Version: „Consider what effects that might have practical bearings, we conceive the object of our conception to have. Then, our conception of these effects is the conception of the object“ (CP:5.402=W3:266,1878 zit. in Gorlée 2004:139). Für Translation bedeutet dies, dass sie aus dem Reich der Gedanken heraus mit der Wirklichkeit verbunden werden soll, wo sie sich in Handlungen zeigen wird. Kontrollierte Semiose ermöglicht es, im zeitlichen Verlauf das im Ausgangstext angelegte Bedeutungsspektrum zu realisieren und zu formieren. Daher ist ein Verifikationsprozess aus peircescher Perspektive

⁸ Den Begriff „interlingua“ entlehnt Gorlée (2004:138) aus der Computerlinguistik. Er entspricht dort einer Phase, in der die semantische Struktur des Textes durch automatische Prozesse in eine formale Sprache übertragen wird. Gorlée verwendet den Begriff hier jedoch fast gegenläufig und wendet ihn auf provisorische und ungenaue visuelle Realisationen von sprachlichem Material an.

möglich (vgl. Gorrée 2004:132). Die peircesche pragmatische Maxime in einer späteren Version lautete:

„The entire intellectual purport of any symbol consists in the total of all general modes of rational conduct, which, conditionally upon all the possible different circumstances and desires, would ensue upon the acceptance of the symbol.“ (CP:5.438,1905 zit. in Gorrée 2004:132)

Gorrée (2004:132) wendet dies auf den Prozess der Translation an und konstatiert: [T]his means that the translation is intended to reproduce and translate itself into forms of rule-creating behavior. This behavior consists in a series of interpretants, each of which is a (still partial) realization of its full meaning.“ Translation ist dabei in ihrem Charakter zukunftsorientiert und bewegt sich in einem Prozess der Festigung der Überzeugung (vgl. Gorrée 2004:132). Dabei wird sie ihren Endpunkt erreichen, wenn sich alle Informationen, die im Ausgangstext angelegt und enthalten sind, auch im Zieltext finden. Der äußerste Interpretant (*ultimate Interpretant*), der in der Realität wohl nie geschaffen wird, realisiert sich am Ende des semiotischen Prozesses bzw. bei der Abgabe des Translats. In diesem Augenblick haben sich idealerweise alle potenziellen Bedeutungen manifestiert und ihren Zweck erfüllt. Wenn dies alles geschehen ist, wurde auch der Status eines peirceschen Gesetzes und der Allgemeingültigkeit, „the summum bonum of law and generality“ (Gorrée 2004:132), erreicht. In dieser vollständigen Realisation des Translationsprozesses liegt auch ihr Ende, und der Zustand, der ohne die Translation existierte oder ihr in seiner Unberührtheit vorausgeht, ist wieder gegeben (vgl. Gorrée 2004:132).

7. Translate in semiotischen Beziehungen

In diesem Kapitel werden Translate als in einen Kontext von anderen Texten eingebettet und als Teil einer endlosen semiotischen Kette dargestellt, durch deren Entstehung Bedeutung regelgeleitet generiert wird. Es soll gezeigt werden, dass Translate ebenso wie Zeichen über drei Zeichenbeziehungen beschrieben werden können. Ausgehend von einer Definition des Translationsprozesses wird daraufhin analysiert, wie dieser als von durch zwei Funktionen des Interpretanten determiniert betrachtet werden kann, bevor vorgeschlagen wird, die Herstellung von Äquivalenz als Prozess der Inferenzziehung zu betrachten.

7.1. Translate als Elemente einer semiotischen Kette

Stecconi (vgl. 1994:163) argumentiert mit Peirce (CP:5.213 -263 zit. in Stecconi 1994:163) und analysiert die äußere und die innere Welt als dem Menschen nicht durch Wahrnehmung im ersten Falle oder durch Intuition im zweiten zugänglich. Nur Zeichen geben dem Menschen Informationen über diese Welten. Diese Zeichen beziehen sich auf andere Zeichen, um eine Verbindung zum dynamischen Objekt in der realen Welt herzustellen. Darum sind, semiotisch betrachtet, „all signs [...] interpretations of previous signs and they are always amenable of interpretation by means of further signs“ (Stecconi 1994:163). Wenn man den Ausgangstext als Zeichen betrachtet und den Zieltext als zweites Zeichen, sind Translate

Interpretationen eines Originals. Daher können sie immer weiter durch weitere Text-Zeichen, also auch durch Translate, interpretiert werden (vgl. Stecconi 1994:2)

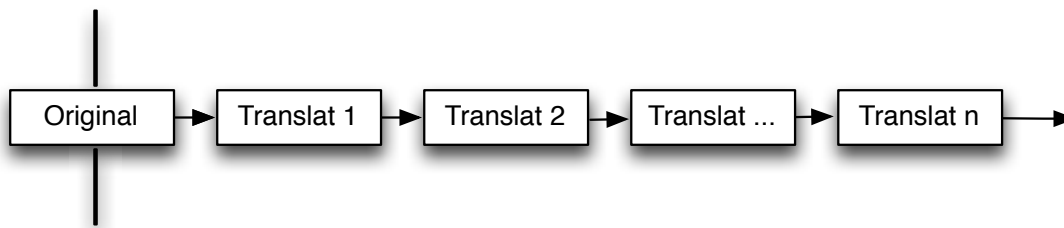


Abbildung 1: Eine Reihe von Translaten, die von einem Original ausgehen (Stecconi 1994:164)

Die Abbildung ist eine vereinfachte Darstellung der komplexen Zusammenhänge einer Abfolge von Übersetzungen, die von einem Original ausgeht, wie etwa der Bibel (vgl. Stecconi 1994:164).

Zurückkehrend zu der Überlegung, die Welt könne nur mittels Zeichen wahrgenommen werden, wird deutlich, dass auch Originale andere Zeichen interpretieren. Daher kann das Translat als Weiterentwicklung des Originals betrachtet werden. Die gleiche Verbindung, die der Ausgangstext zu den ihm vorausgehenden Text-Zeichen hat, hat das Translat auch zum Ausgangstext. Nur durch diese Beziehung kann etwas über das dynamische Objekt in der realen Welt erfahren werden (vgl. Stecconi 1994:164).

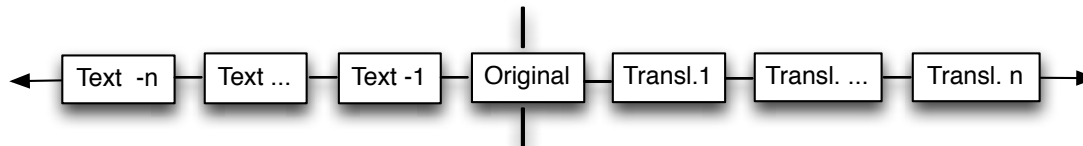


Abbildung 2: Translate als Elemente einer endlosen Textreihe (Stecconi 1994:164)

Stecconis (1994:164) zweite Abbildung zeigt die „semiotic chain of translations“, von der angenommen werden kann, sie setze sich an beiden Enden bis ins Unendliche fort. Diese Abbildung zeigt auch, dass die Grenze zwischen dem, was ein Original, und dem, was ein Translat ist, willkürlicher Natur ist. Das negative Vorzeichen der Texte links der Trennlinie deutet an, dass jeder Autor seine eigenen Vorgänger durch sein Schreiben als solche definiert. Genauso können Translate ihre eigenen Originale generieren. Denn ohne Translat würde das Original nicht als solches bezeichnet werden. Translat und Original unterscheiden sich somit nicht anhand von semiotischen Merkmalen, obwohl sie gemeinhin als unterschiedlich voneinander wahrgenommen werden (vgl. Stecconi 1994:164).

Die durch Semiose entstehenden und aufeinanderfolgenden Interpretanten haben, wie oben gezeigt wurde, keinen Ausgangspunkt. Dies macht es schwierig festzulegen, wo sich Bedeutung im Ausgangstext findet und wie sie definiert werden kann. Schließlich soll die Bedeutung des Ausgangstextes nach getaner Arbeit der Translatoren im Zieltext enthalten sein. Stecconi (vgl. Stecconi 1994:164f.) verweist auf Derrida (1974), der sich mit die-

ser Frage befasst hat, und argumentiert, es gebe keine konkrete Bedeutung, die dem Text vorausginge oder ihm zugrunde liege und damit auch keine Bedeutung, die durch genaue Analyse des Originals erfasst werden könne. Die Auffassung von einem heiligen Original wäre damit nicht haltbar. Laut Stecconi könnte diese Sichtweise Translatoren bei ihrer Deutungsarbeit lähmen. Deshalb schlägt er vor, die Bedeutung des Textes nach seinem Entstehen zu suchen:

„[M]eaning in translation would then result from a co-operation between author, original text, original readers and translator, not to speak of the eventual audience, the target readers. Such co-operation is regulated by conventions largely dependent on historically-determined social, ideological and cultural features.“ (Stecconi 1994:165)

Stecconi (vgl. 1994:165) verweist auf Rorty (vgl. 1992:97), der den Standpunkt eingenommen habe, Texte an sich hätten keine ihnen inhärente Kohärenz und sollten die Form erhalten bzw. bewahren, die für sie am Ende eines semiotischen Prozesses steht. Stecconi sieht zwei wesentliche Möglichkeiten, auf diese Perspektive einzugehen. Einerseits bestehe die Möglichkeit einer Semiose, die der Leser ausschließlich für sich betreibt. Dabei sei es egal, welche Form der Text letztendlich annehme. In diesem Falle würde eine dem Text fehlende Kohärenz zu einer willkürlichen Interpretation des Textes führen. Alle Lesarten wären damit Fehlinterpretationen. Damit wären intertextuelle Bezüge zwischen Texten allgemein – Stecconi verweist auf Eco (1990, 1992) – und zwischen Translat und Original im Besonderen nicht mehr zu denken. Es wäre auch nicht möglich, ein Translat als solches zu definieren. Die allgemeine Konvention, Translate als solche zu definieren, lässt, Stecconi (vgl. 1994:165) zufolge, Zweifel an Rortys These zu. Damit ist auch der entscheidende Punkt erreicht: Semiose findet statt

„for a definite community of interpreters in a definite historical setting. Translators squeeze meaning out of their originals in a way that would convince or persuade their readers, and that both readers and translation critics would find acceptable or reasonable. Only then does an interpretation and subsequent translation of the original become relevant, and therefore meaningful“ (Stecconi 1994:165f.).

Semiose ist demnach also kein unbeschränkter Prozess. Er folgt Regeln, die durch Zeit und gesellschaftliche Konventionen bestimmt sind.

7.2. Translate: durch drei Beziehungen innerhalb eines Zeichens determiniert

Die Beziehungen, die ein Zeichen beschreiben, können auch auf die Beziehung zwischen Translat, Original und Rezipienten angewandt werden. Stecconi (vgl. 1994:166) verweist auf Smith (1983) und Rosenthal (1989) und konstatiert, die erwähnte Rezeptionsgemeinschaft sei für das peircesche Denken wesentlich. Die Grundlage dieser Überlegung ist die zum Zeichen im weiteren Sinne:

„Now a sign has, as such, three references: first, it is a sign *to* some thought which interprets it; second, it is a sign *for* some object to which in that thought it is equivalent; third, it is a sign *in* some respect or quality, which brings it into connection with its object.“ (CP:5.283 zit. in Stecconi 1994:166, Hervorhebungen Stecconi)

Genuine Zeichen haben für Peirce laut Stecconi (vgl. 1994:166) immer diese dreiteilige Struktur und daher kann eine Zeichenbeziehung nicht durch die anderen beiden Beziehungen definiert werden. Translate sind Zeichen, die für andere Zeichen stehen, und somit kann aus obigem Zitat abgeleitet über Translate gesagt werden:

„A translation is:

- i) a text connected *in some respect* to its original;
- ii) a text that *stands for* an original which is equivalent to it for certain readers; and
- iii) a translation *to* those same readers who interpret it.“ (Stecconi 1994:166, Hervorhebungen im Original)

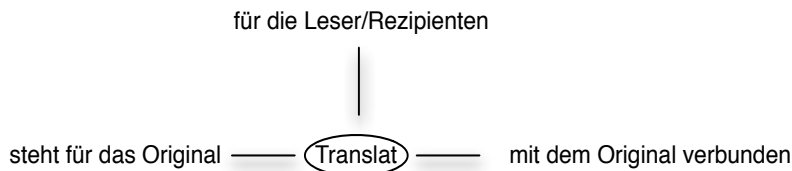


Abbildung 3⁹: Das Translat als dreifache Zeichenbeziehung (Stecconi 1994:166)

Wie für das Zeichen, gilt auch für Translate, dass sie nicht durch zwei der drei Beziehungen definiert werden können. Für Stecconi (vgl. Stecconi 1994:4f.) ist die Äquivalenz, die sich in der zweiten Zeichenbeziehung zeigen soll, beschränkt. Sie manifestiert sich nur in einigen Bezügen und nur für die Rezipienten des Translats. Äquivalenz im Sinne der Mathematik kann also nicht gemeint sein. Es handelt sich mehr um das Resultat von Verhandlungen, die zwischen Ausgangstext, Translat und Rezipienten stattfinden. Der Rezipient wird in dieser Betrachtungsweise zum Interpretanten. Stecconi argumentiert dies mit folgendem Peirce-Zitat:

„I define a Sign as anything which is so determined by something else, called its Object, and so determines an effect upon a person, which effect I call its Interpretant, that the latter is thereby mediately determined by the former. My insertion of ‘upon a person’ is a sop to Cerberus, because I despair of making my own broader conception understood.“ (PW:80-81 zit. in Stecconi 1994:167, Hervorhebung Peirce)

„Quasi-utterer“ und „Quasi-interpreter“ (CP:4.551 zit. in Stecconi 1994:167) sind die Begriffe, die Peirce in seinen Überlegungen für Sender bzw. Empfänger einer Nachricht anwendet. Dies zeigt, dass Peirce zwischen Denken als Prozess und dem Gedanken an sich unterschieden hat. Während das Denken in Menschen stattfindet und im Bereich der Psychologie anzusiedeln ist, ist der Gedanke unabhängig vom Individuum und gehört in den Bereich der Logik oder Semiotik. Jedoch ist selbst für Stecconi eine letztendliche Anwen-

⁹ Stecconi spricht vom Leser. Da die Überlegungen auch auf Dolmetschprozesse angewandt werden können, wird hier der Begriff *Rezipient* eingefügt und verwendet. Das Gleiche gilt für die Abbildungen 4, 6 und 7.

dung dieser Überlegungen auf die reale Translationssituation nicht völlig möglich. Betrachtet man jedoch Sender und Empfänger als Teil des Zeichens, kann die Anwendung der Überlegungen zum Zeichen auf die Rezipientenschaft als gerechtfertigt erachtet werden. Diese perzipiert den Text und reagiert auf ihn wie ein Interpretant (vgl. Stecconi 1994:167).

Dies zeigt für Stecconi (vgl. 1994:167), wie wichtig interpretative Prozesse in allen Phasen der Translation sind und wie das gleichzeitige Existieren der drei Beziehungen innerhalb eines Zeichens willkürliche Translationen unterbindet, trotz dem darin gegebenen kreativen Moment:

„a translation re-creates its original, but i) it does so according to a given and *knowable* respect; ii) it re-creates *that* original and not any other text, and iii) it is directed to a *definite* community of readers.“ (Stecconi 1994:167, Hervorhebungen im Original)

7.3. Das Translat als Resultat zweier Zeichenfunktionen

Stecconi (vgl. 1994:168) bemerkt, Translate referierten zurück zu einem Original und drückten dieselben Dinge wie dieses aus. Diese Ansicht kann zwar nicht als allgemeingültig erachtet werden und unterliegt Veränderungen, die sich durch den Wechsel der zeitlichen und kulturellen Umstände ergeben, jedoch bestehen im Hinblick auf die Verbindung zwischen Original und Translat gewisse Ansprüche, die an den Translator gestellt werden. Andere Berufszweige, die sich mit Texten befassen, sehen sich diesen Forderungen nicht gegenübergestellt (vgl. Stecconi 1994:168). Die Besonderheit der Translate liegt darin, dass „translation determines its readers to refer to an original to which the translation itself refers *in the same way*“ (Stecconi 1994:168, Hervorhebung im Original)¹⁰ und stellt damit die gleichen Bedingungen auf, wie sie einem Zeichen zu eigen sind.

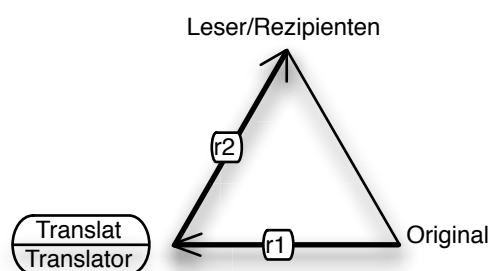


Abbildung 4: Die Beziehung r1 und r2 sollen sich entsprechen (Stecconi 1994:168)

Mit dieser Definition wird deutlich, dass Translatoren den Ausgangstext interpretieren und neue Texte erschaffen, um diese Zeichenbeziehungen zu realisieren und die an sie gerichteten Erwartungen durch die Rezipientenschaft zu erfüllen.

¹⁰ Stecconi bezieht sich hier auf Peirce (CP:2.303 zit. in Stecconi 1994:168) und verweist auf Bonfantini (1980:XXXV zit. in Stecconi 1994:168).

Wie genau der Prozess funktioniert, in dem der Translator von einem Original ausgehend ein Translat erschafft und wie diese beiden Zeichenbeziehungen die gleiche Funktion haben können, wird im Folgenden gezeigt. Stecconi zitiert Gorlée und unterzieht ihre Aussage einer semiotischen Analyse:

„Semiosis in the language-game of translation means that the interpreter – i.e. the translator – interprets and translates in fact his/her own interpretants.“ (Gorlée 1989:83 zit. in Stecconi 1994:168).

Dies soll einer Analyse unterzogen werden. Stecconi wählt dafür eine Darstellung der Zeichenbeziehungen, die relevant für Translationsprozesse sind (vgl. Stecconi 1994:168f.).

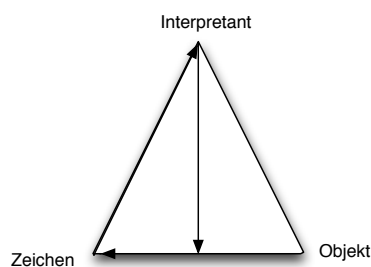


Abbildung 5: Die zwei Aufgaben des Interpretanten in der Zeichenbeziehung (Stecconi 1994:169)

Der Interpretant hat demzufolge zwei Aufgaben: Die erste besteht darin, das Objekt mittels des Zeichens zu verstehen und wird durch die beiden dickeren Linien, die vom Objekt über das Zeichen zum Interpretanten führen, angezeigt. Die zweite Aufgabe des Interpretanten ist, die Art und Weise zu verstehen, in der das Zeichen das Objekt repräsentiert und soll durch die senkrechte Linie verdeutlicht werden. Darüber hinaus ist der Interpretant auch selbst ein Zeichen, das im endlosen Prozess der Semiose weitere Zeichen generieren kann und nur zeitweilig zum Ruhen kommt, wenn eine Verhaltensgewohnheit entsteht. Dies sieht Stecconi in Peirce (vgl. CP:5.464-496 zit. in Stecconi 1994:169) ausgedrückt. Die beiden Funktionen sind immer in Wechselwirkung, Stecconi erklärt sie jedoch unabhängig voneinander, um eine Vereinfachung zu erreichen. Die erste Funktion orientiert sich am Objekt, die zweite an der Art der Beziehung zwischen Zeichen und Objekt und wird von ihm als einerseits „Object-oriented mode“ und andererseits „Relation-oriented mode“ (Stecconi 1994:169) bezeichnet.

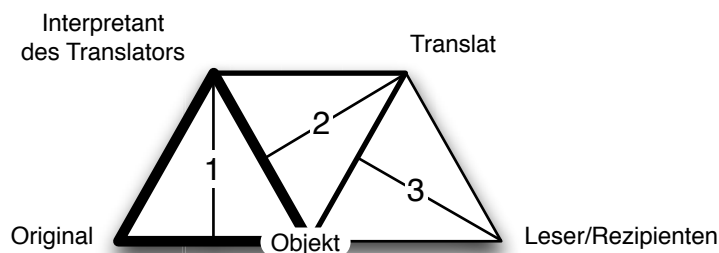


Abbildung 6: Die am Objekt orientierte Darstellung der Funktion des Interpretanten (Stecconi 1994:169)

Die drei semiotischen Dreiecke werden durch das Objekt verbunden. In Dreieck 1 wird das Objekt durch das Original interpretiert. Das Objekt kann dabei etwa dem Referenten, dem Inhalt oder dem Thema des Textes entsprechen. Das Original steht hier bereits für etwas, das in der realen Welt existiert, sei es ein Objekt, ein Ereignis, oder auch für etwas durch Menschen Entstandenes. Das Original ist damit ein Zeichen, das Text ist, und wird durch den Prozess der Semiose im Translator zu dem ihm eigenen Interpretanten: Konkret bedeutet dies, der Translator hat den Eindruck, die Bedeutung des Textes erfasst zu haben und reagiert auf dieses mit einem eigenen Zugang, auch zu seiner Translation. In dieser Verbindung ist es für den Translator wesentlich herauszufinden, auf welche Art und Weise der Ausgangstext für das Objekt steht (vgl. Stecconi 1994:170).

Im zweiten Dreieck hat der Interpretant, den der Translator gebildet hat, die Position des Zeichens und das Translat ist die semiotische Weiterentwicklung dieses Zeichens in den neuen Interpretanten. In ihm realisieren sich die Überlegungen und Schlüsse des Translators (vgl. Stecconi 1994:170).

Im dritten Dreieck ist das Translat das Zeichen, das Grundlage für den neuen Interpretanten des Rezipienten ist. Der Rezipient hat dabei den Eindruck, einen Text vor sich zu haben, der sich auf dasselbe Objekt bezieht wie der Ausgangstext (vgl. Stecconi 1994:170).

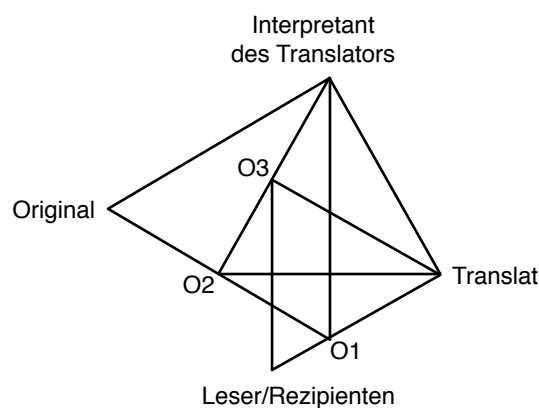


Abbildung 7: Die an der Zeichenbeziehung orientierte Darstellung der Funktion des Interpretanten (Stecconi 1994:170)

In dieser Abbildung geht es darum, dass der Interpretant versucht, die Art der Beziehung zwischen Zeichen und den jeweiligen Objekten zu verstehen. Die Interpretanten sind die gleichen wie in der objektorientierten Darstellung: der Interpretant des Translators, das Translat und der Interpretant des Rezipienten (vgl. Stecconi 1994:170f.). Stecconi veranschaulicht die Darstellung durch ein hypothetisches Translationsszenario einer literarischen Übersetzung. Im ersten Dreieck wird durch den Translator festgestellt, dass die Sprache des Ausgangstextes für einen bestimmten Zweck auf ungewöhnliche Art und Weise gestaltet ist. Der Translator wird dann nicht fragen, was das Objekt des Originals ist (in der Abbildung O1), sondern die Beziehung zwischen ihm und dem Original betrachten. Das Objekt (O2), das damit analysiert wird, können etwa die eingesetzten rhetorischen Mittel sein. Als Nächstes wird der Translator nach adäquaten rhetorischen Mitteln in der Zielsprache und Zielkultur suchen. Diese Überlegungen manifestieren sich im Translat. Das Translat steht für die

Art und Weise, wie der Translator zu seinem Schlüssel gekommen ist und am Ende wird das Translat zum Zeichen für die Rezipienten (vgl. Stecconi 1994:171).

Unter den Translationswissenschaftlern haben laut Stecconi (vgl. 1994:171) unter anderem Newmark (1991) und Barnstone (1993) eine ähnliche Unterscheidung getroffen. Newmark (vgl. 1991:10-11 und passim zit. in Stecconi 1994:171) stelle kommunikative Translation semantischer Translation gegenüber und analysiere, wie kulturspezifische Begriffe übertragen werden. Barnstone hingegen unterscheidet zwischen Informationsübertragung und wörtlicher Übertragung im Translationsprozess. Stecconi betrachtet seinen Ansatz als verwandt mit und gleichzeitig verschieden von den beiden angeführten Ansätzen. Der wesentliche Unterschied sei, dass der objektorientierte und der beziehungsorientierte Ansatz sich nicht ausschließen und sich, ganz im Gegenteil, ergänzen würden. Immer müssen beide Ansätze kombiniert werden, um ein Translat zu erschaffen. Selbst für Translate, die so wörtlich wie möglich gestaltet sind, was dem objektorientierten Ansatz entspräche, werden Strategien angewandt, die dem beziehungsorientierten Ansatz zu eigen sind (vgl. Stecconi 1994:171). „[T]he former assures continuity of *reference* while the latter makes room for the generation of *new information* in the target text.“ (Stecconi 1994:171, Hervorhebungen im Original)

7.4. Translation: Inferenzziehung statt Äquivalenzpostulat

Für Stecconi (1994:171) ist Äquivalenz „that unique intertextual relation that only translations, among all conceivable text types, are expected to show“. Um eine andere Sichtweise auf dieses Phänomen zu bekommen, betrachtet er es aus semiotischer Perspektive.

Abduktives Schließen spielt Stecconi (1994:171f.) zufolge eine wesentliche Rolle im Translationsprozess und ist „a form of hypothetical reasoning in which the translator places an interpretive bet on a sign which is later tested using deduction and induction“. Die peircesche Semiotik besagt, dass sich Zeichen und Gedanken entsprechen und daher können die Zeichen, die von Translatoren interpretiert werden, sowohl Texte als auch Phasen im Translationsprozess sein. Wenn die abduktive Hypothese des Translators, nachdem sie überprüft wurde, als richtig akzeptiert wird, kann sie zum Interpretanten werden. Translatoren bedienen sich dieser Art von Entscheidungsfindung während des gesamten Translationsprozesses, so etwa bei der Hypothese über die Rezeption des Textes in der Zielkultur, um die einzelnen Teile oder auch den gesamten Ausgangstext zu analysieren, für die Komposition des Translats, für die Analyse von Stilistik und Rhetorik eines Textes sowie das Layout. Stecconi verweist in diesem Zusammenhang auf Stecconi (1991b). Hier soll jedoch ausschließlich die Äquivalenzfrage aus abduktiver Perspektive betrachtet werden (vgl. Stecconi 1994:172).

Die der Äquivalenzforderung zugrunde liegende Logik zeigt sich in der Formel $A=B$. A entspricht dabei einer Komponente des Originals und B seiner äquivalenten Komponente im Translat (vgl. Stecconi 1994:172). Stecconi (1994:172f., Hervorhebung im Original) sieht in den meisten Untersuchungen, dass

„A and B are (usually formal) elements of the linguistic, cultural or literary structures of the source and target worlds respectively, therefore it is assumed that both exist before the time in which the translation gets written. Most authors also seem to imply that A and B are already equivalent; the task of the translator, then, consists in unveiling the meaning of A and spotting the correct B among the innumerable elements of her cultural world. It follows that there exists one B equal to A such that any other option – although admissible – is second-best“.

Daraus lassen sich zwei mögliche Positionen ableiten: Einerseits verweist Stecconi auf Nida und die Möglichkeit von linguistischen bzw. anthropologischen Universalien, andererseits auch auf Benjamin (1992) und die Überzeugung, alle Sprachen seien bereits unvollkommene Translate einer Sprache, die Gott eigen sei. Dies würde zu dem Schluss führen, dass Welten und das, was sie ausmacht, sich zwar voneinander unterscheiden, aber dennoch äquivalent sind und Translation somit möglich ist. Die andere Position hingegen besagt, Kulturen seien so unabhängig voneinander, dass sie nicht aufeinander zurückgeführt werden können – Stecconi verweist hier auf Croce. Dies müsse zu dem Schluss führen, Translation sei unter keinen Umständen möglich. Abgeschwächt würde sich die zweite Aussage nur auf spezifische Begriffe beziehen (vgl. Stecconi 1994:172).

Wie ist es nun wirklich um den Translationsvorgang bestellt? Translatoren kommen aus semiotischer Perspektive zu ihren Lösungen, indem sie abduktive Verfahren einsetzen. Peirce nannte das laut Stecconi (1994:172) „natural light“, während Bonfantini (1987:73f. zit. in Stecconi 1994:172) diesem Phänomen den Namen „cultural light“ zuordnete. In einem ersten Schritt bildet der Translator seinen Interpretanten zum Zeichen A und bildet dann durch raten eine Hypothese B. In einem intensiven mentalen Prozess betrachtet er diese Hypothese aus unterschiedlichen Perspektiven und prüft, wie ihre Verbindung zu A ist, welche Logik diesem Translationsversuch zugrunde liegt, wie die mögliche Reaktion der Rezipienten ausfallen könnte, die Bedingungen, unter denen der Interpretant zu A entstanden ist und was er bedeutet, welche Bedeutung B haben soll, usw. B ist in diesem Prozess noch immer Element einer bereits bestehenden Welt und ihrer Strukturen. Es kann jedoch auch passieren, dass B erschaffen werden muss. Die Aufgabe des Translators ist es, B in der entsprechenden Kultur und Sprache auszuwählen und zu dem Schluss zu kommen, dass B A entspricht, also äquivalent zu ihm ist:

„B had never been equivalent to A before it appeared in a translation: using inferences of the abductive kind, the translator makes the two elements equivalent. In sum, our formula $A=B$ becomes $A \rightarrow B$ – if A then B – in the presence of factors x, y and z which account for the translation historical and cultural setting.“ (Stecconi 1994:173)

Dies zeigt, dass bei Translationsprozessen nicht ausschließlich die Kenntnis von Strukturen unterschiedlicher Kulturen wesentlich ist, sondern es vielmehr um einen Weg geht, Lösungen zu generieren. Wenn man die Formel $A=B$ betrachtet, entsprechen A und B Elementen unterschiedlicher Sprachen. Der Weg zur Gleichung, in der sie sich gleichgesetzt werden, ist jedoch unbekannt. In der Darstellung $A \rightarrow B$ besteht die Gleichung, semiotisch betrachtet, aus zwei Zeichen, wobei A ein auftretendes Problem ist und B eine – mögliche – Lösung. Weniger allgemein ausgedrückt zeigt sich A als „surprising fact“ (CP:5.189 zit. in Stecconi 1994:173), wirft Fragen auf und bringt den Translator in den Prozess der Lösungsfindung. An dessen Ende steht eine Lösung, die sich als Verhaltensgewohnheit manifestiert. B als

Lösung ist damit nur eine Handlung, die aus der Verhaltensgewohnheit resultiert (vgl. Stecconi 1994:173).

Stecconi (vgl. 1994:173f.) illustriert dies unter anderem am Beispiel der Übersetzung eines Handbuchs, wo nach langem Überlegen die Lösung für ein Problem darin bestand, ein Element des Textes wegzulassen. Die gleiche Fragestellung trat wieder auf und schon konnte die Verhaltensgewohnheit, die sich gebildet hatte, wieder angewandt werden. Aus peircescher Perspektive zeigt sich darin, dass „the action of thought is excited by the irritation of doubt and ceases when belief is attained; so that the production of belief is the sole function of thought“ (CP:5.394 zit. in Stecconi 1994:174). Dies führt jedoch zu Verhaltensgewohnheiten, die Grundlage für weitere Handlungen sind und daher ist für Stecconi (CP:5.400 zit. in Stecconi 1994:174) deutlich, „[that] there is no distinction of meaning so fine as to consist in something but a possible difference of practice“, sodass die einmal gefundene Lösung wieder angewandt werden kann. Aus Lösungen, die durch diesen abduktiven Prozess gefunden wurden, bilden sich mit der Zeit Äquivalente. Damit wird dann langsam aus der Formel $A \rightarrow B$ die Formel $A=B$ (vgl. Stecconi 1994:174).

Es wurde gezeigt, dass Translate sich innerhalb der semiotischen Zeichenketten innerhalb eines bestimmten Rahmens nicht von anderen Texten unterscheiden, in gewissen Punkten jedoch weitere Kriterien erfüllen müssen, um als Translate zu gelten und dabei von zwei Zeichenfunktionen bestimmt werden.

8. Schlussfolgerung

Es kann abschließend gesagt werden, dass eine peircesche semiotische Perspektive auf den Translationsprozess ein theoretisches Fundament für Überlegungen zu translationswissenschaftlichen Fragen bieten kann und gleichzeitig einige neue Erkenntnisse birgt.

Es wurde ein Textbegriff gefunden, der über den Text als rein sprachliches Gebilde hinausweist, da er sich auch in allen anderen kulturellen Gebilden manifestieren und damit auch den unterschiedlichen Arten der peirceschen Zeichen entsprechen kann. Dies ermöglicht es, *Text* als Gegenstand unterschiedlichster (auch nicht-sprachlicher) Translationsprozesse zu betrachten und gleichzeitig verschiedene Medien in den sprachlichen Translationsprozess miteinzubeziehen. Durch das Textualitätskriterium der Kohärenz entsteht immer eine mentale Repräsentation, die dem peirceschen Interpretanten entspricht.

Durch die Betrachtung der jakobsonischen Arten der Translation aus peircescher semiotischer Perspektive wird deutlich, dass es sich um Translationsprozesse handelt, deren Verbindungen zwischen Realität (Objekt), Original (Zeichen) und Translat (Interpretant) unterschiedlicher Natur sind und sich in verschiedenen Wahrheitswerten zeigen. In den drei unterschiedlichen Translationsprozessen kommt es zu einem gewissen Informationsverlust, der, indem alle drei peirceschen Universalkategorien in den Translationsprozess miteinbezogen werden, am ehesten reduziert werden kann.

Original und Translat sind aus semiotischer Perspektive Teil einer endlosen Zeichenkette, die immer weiter fortschreitet und nicht umkehrbar ist. Wesentlich für die Interpretation des Zeichens ist es, den Kontext zu beachten, in den es eingebettet ist. Dafür müssen die an der Kommunikation Beteiligten über gemeinsames Wissen verfügen. Translation ist semiotisch betrachtet darüber hinaus als Prozess zu verstehen, in dem Wissen generiert wird, das aus dem Spannungsfeld zwischen Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit von Original und Translat heraus entsteht. Äquivalenz ist damit keine starre, einmal gegebene Konstruktion, sondern durch Wissenszuwachs und damit Veränderung geprägt. In diesem Prozess entwickelt sich das Zeichen, aber auch der Code, zu dem es gehört, wird verändert.

Der Translationsprozess, wie ihn Koller (1997⁵) und Toury (1986) definieren, kann aus peircescher Perspektive betrachtet kritisiert werden, da er nicht die Steigerung des Wahrheitswerts eines Zeichens verwirklicht. Semiotisch betrachtet kann der Translationsprozess als die Entwicklung der drei logischen Interpretanten beschrieben werden, in deren Abfolge die Qualität des Translats steigt. Der Translationsprozess entwickelt sich so von einer ersten heuristischen Phase über eine argumentative Phase hin zu einem semiotisch vorläufigen Endergebnis, das von der Rezeptionsgemeinschaft als solches definiert wird, sich aber auch wieder verändern kann.

Der Translator hat, mit Peirce analysiert, als Individuum eine untergeordnete Rolle und ist als eine Sammlung von Gedankenzeichen zu betrachten, die mit anderen Zeichen umgehen kann. Die Semiose und damit die Entwicklung des Zeichens wird durch den Translator, der dafür einen Gedankenraum bietet, ermöglicht und nicht gesteuert. Grenzen der Interpretation sind dennoch durch die Regelgeleitetheit der Semiose gegeben. Die Rolle

des Translators besteht darin, sich dem Zeichen und seinen Bedürfnissen in einer Art kreativem Liebesdienst unterzuordnen, durch den die Bedeutungspotenziale des Zeichens realisiert werden. Dies kann durch den Einsatz von abduktiven Verfahren, die neue Erkenntnisse ermöglichen, erreicht werden, denn im Mittelpunkt steht immer das Wachstum des Zeichens.

Der von Gorlée (1994) geprägte Begriff der Semiotranslation kann unterschiedlichste Translationsszenarien umfassen, in deren Prozess, von kreativen Hypothesen ausgehend, einem höheren Wahrheitswert eines Translats entgegengestrebt wird. Im semiotischen Prozess werden dabei Muster und Regeln, die entstehen und nicht als gut zu erkennen sind, auch wieder verworfen, um noch bessere Translate zu ermöglichen. Translate sind dabei Text-Zeichen, die sich nur durch den endlosen Prozess der Semiose weiterentwickeln können und auch müssen, um nicht abzusterben. Diese semiotische Notwendigkeit für Wachstum nicht nur des Textzeichens, sondern aller beteiligten Elemente, rechtfertigt die mehrfachen Translationen, die von einem Original ausgehen. Die Komplexität dieser Entwicklung von Translationsprozessen findet ihre Abbildung in einer Art Translate-Netzwerk, das durch vielfältige Bezugspunkte definiert ist und sich nicht durch einen linearen Prozess zwischen Original und Translat beschreiben lässt.

Durch die Analyse der ikonischen Zeichenarten von Bild, Diagramm und Metapher wurde deutlich, dass sich Bedeutung in interlingualen Translationsprozessen durch eine Verbindung, wie es das Metaphern-Zeichen aufweist, zeigen muss. Dieses ist auf willkürliche Art mit dem Objekt verbunden und durch seine Interpretation wird regelgeleitet Bedeutung konstruiert. Jedoch realisieren sich dabei die Merkmale des Ausgangszeichens in unterschiedlicher Art beim Interpretanten. Diese Form der Verbindung findet sich in interlingualen Translationsprozessen. Es interagieren dabei unterschiedliche Elemente zweier sprachlicher Codes und ihrer Strukturen, die sich in bestimmten Aspekten ähneln, in anderen unterscheiden und durch den Raum, der sich dazwischen befindet, dem Zeichen Wachstum ermöglichen. Dies geschieht regelgeleitet. Wenn die Regeln für die Bedeutungskonstruktion jedoch manipuliert werden, kann die Bedeutung des Interpretanten und damit Translats entstellt werden.

In der Translationswissenschaft spielt Intuition gemeinhin eine untergeordnete Rolle. Die peircesche Abduktion ist ein Folgerungsprozess, der nicht formalisiert ist und dadurch neue Erkenntnisse ermöglicht. Abduktive Ansätze ermöglichen es, zunächst zu entscheiden, ob ein Text übersetzbar ist und können auch angewandt werden, um im Translationsprozess kreative Lösungen zu finden und dies bei unterschiedlichsten Texttypen.

Translate können als aufeinanderfolgende Text-Zeichen, die Ergebnis eines semiotischen Prozesses sind, betrachtet werden. Originalen gehen dabei auch weitere Text-Zeichen voraus. Die Beziehung zwischen den einzelnen Text-Zeichen ermöglicht es, Informationen über die Realität zu erhalten. Auf Grundlage von Regeln, die durch gesellschaftliche Konventionen bestimmt sind, wird dabei Bedeutung im semiotischen Prozess konstruiert. Die peirceschen Zeichenbeziehungen verdeutlichen die Beziehungen zwischen Original, Translat und dem interpretierenden Rezipienten.

Aus peircescher Perspektive hat der Interpretant zwei Aufgaben: Einerseits versteht er das Objekt mittels des Zeichens und gleichzeitig versucht er, zu verstehen, wie das Zeichen das Objekt repräsentiert. Beide Ansätze sind notwendig, um Probleme im Translationsprozess zu lösen und dabei zwischen Fragen, die sich auf verschiedenen Ebenen manifestieren – wie etwa auf lexikalischer und dann stilistischer Ebene –, zu wechseln.

Abschließend kann über Äquivalenz auf abstrakter Ebene gesagt werden, dass es sich um einen Prozess handelt, bei dem abduktive Verfahren eingesetzt werden, auf Basis derer es zu einer Inferenzziehung kommt, die durch den regelmäßigen Gebrauch der miteinander nun verbundenen Elemente zu festen äquivalenten Strukturen wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es sich bei Translation aus semiotischer Perspektive betrachtet um einen Prozess handelt, der über regelgeleiteten Wissenszuwachs einem höheren Wahrheitswert des Translats zustrebt und es damit ermöglicht, mehr Informationen über die Realität zu erhalten. Gleichzeitig müssen bestimmte Regeln beachtet werden, damit dieser Wissenszuwachs nicht zum Erliegen kommt.

9. Bibliographie

Anderson, Douglas R. 1987. *Creativity and the Philosophy of C.S. Peirce* (= Martinus Nijhoff Philosophy Library 27). Dordrecht/Boston/Lancaster: Martinus Nijhoff.

Barnstone, Willis. 1993. *The Poetics of Translation. History, Theory and Practice*. New Haven: Yale University Press.

Beaugrande, Robert-Alain de & Dressler, Wolfgang U. 1981. *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.

Benjamin, Walter. 1923. The Task of The Translator, Übersetzung aus dem Deutschen von Harry Zohn. In: Schultze, Rainer & Biguenet John (eds). *Theories of Translation. An Anthology from Dryden to Derrida*. Chicago: Chicago University Press.

Bonfantini, Massimo. 1980. Introduzione. In: *Charles Sanders Peirce, Semiotica*. Turin: Einaudi.

Bonfantini, Massimo. 1987. *La semiosi e l'abduzione*. Milan: Bompiani.

Budin, Gerhard & Dressler, Wolfgang U. 2016. Zum Repräsentationsbegriff in der Linguistik und in verwandten sprachbezogenen Disziplinen. In: *Repräsentation(en). Interdisziplinäre Annäherung an einen umstrittenen Begriff*. Gruber, Gernot & Mokre, Monika (eds.). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 15-23.

Catford, J.C. 1965. *A Linguistic Theory of Translation. An Essay in Applied Linguistics*. Oxford/London/Glasgow: Oxford University Press.

Derrida, Jaques. 1974. *Of Grammatology*. Baltimore: John Hopkins University Press.

Dressler, Wolfgang U. 2000. Textlinguistik und Semiotik. In: *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Burkhardt, Armin & Steger, Hugo & Wiegand, Herbert Ernst (eds.). Berlin/New York: Walter de Gruyter, 762-771.

Eco, Umberto. 1990. *The Limits of Interpretation*. Bloomington: Indiana University Press.

Eco, Umberto. 1992. *Interpretation and Overinterpretation*. Mit Einwüfen von Rorty, Richard & Culler, Jonathan & Brooke-Rose, Christine. Collin Stefan (ed.). Cambridge: Cambridge University Press.

Freeman, Eugene (ed). 1983. *The Relevance of Charles Sanders Peirce*. La Salle (Illinois): The Hegeler Institute (Monist Library of Philosophy).

Gerzymisch-Arbogast, Heidrun. 2005. Introducing Multidimensional Translation. In: Gerzymisch Arbogast, Heidrun & Nauert, Sandra (eds). *MuTra: Challenges of Multidimensional Translation*, 1-16.

Gorlée, Dinda L. 1987. Firstness, Secondness, Thirdness, and Cha(u)nciness. In: *Semiotica* 65-1/2, 45-55.

Gorlée, Dinda L. 1989. Wittgenstein, Translation, and Semiotics. In: Target I:1.

Gorlée, Dinda L. 1990. Degeneracy: A reading of Peirce's writing. In: *Semiotica* 81-1/2, 71-92.

Gorlée, Dinda L. 1994. *Semiotics and the Problem of Translation. With Special Reference to the Semiotics of Charles S. Peirce*. Amsterdam/Atlanta: Rodopi.

Gorlée, Dinda L. 1996. A Eureka procedure: Pragmatic discovery in translation. In: *S: European Journal for Semiotic Studies* (8) 2,3: 241-269.

Gorlée, Dinda L. 1998. Bridging the gap: A semiotician's view on translating the Greek classics. In: *Perspectives: Studies in Translatology* 5/2, 153-169.

Gorlée, Dinda L. 2004. *On Translating Signs. Exploring Text and Semio-Translation*. Amsterdam/New York: Rodopi.

Greenlee, Douglas. 1973. *Peirce's Concept of Sign* (=Approaches to Semiotics, pbk ser.5). Den Haag: Mouton.

Hausenblas, Karel. 1977. Zu einigen Grundfragen der Texttheorie. In: Daneš, František & Viehweger, Dieter (eds.). *Probleme der Textgrammatik II*(=*studia grammatica* XVII). Berlin: Akademie-Verlag, 147-158.

Hausman, Carl R. 1989. *Metaphor and Art: Interactionism and Reference in the Verbal and Nonverbal Arts*. Cambridge/New York: Cambridge University Press.

Heinemann, Wolfgang & Viehweger, Dieter. 1991. *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer (=RGL 115).

Jakobson, Roman. 1959. On Linguistic Aspects of Translation. In: Venuti, Lawrence (ed.). 2004³. *The Translation Studies Reader*. London/New York: Routledge, 126-131.

Jakobson, Roman. 1959. On Linguistic Aspects of Translation. In: Brower, Reuben (ed.). *On Translation* (=Harvard Studies in Comparative Literature 23). Cambridge (Mass.): Harvard University Press, 232-239. (Gorlée bezieht sich auf diese Ausgabe).

Jakobson, Roman. 1960. Concluding statement: Linguistics and Poetics. In: Sebeok, Thomas A. (ed.). *Style in Language*. Cambridge (Mass.):MIT Press.

Jakobson, Roman. 1971. *Selected Writings I*. Den Haag/Paris: Mouton.

Johansen, Jørgen Dines. 1996. Iconicity in literature. In: *Semiotica* 110-1/2, 37-55.

Kade, Otto. 1968. *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Beihefte zur Zeitschrift *Fremdsprachen* 1. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.

Koller, Werner. 1992⁴. *Einführung in die Übersetzungswissenschaft* (= Uni-Taschenbücher 819). Heidelberg/Wiesbaden: Quelle & Meyer.

Koller, Werner. 1997⁵. *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiesbaden: Quelle & Meyer.

Kommissarov, Vilen N. 1995. Intuition in translation. In: *Target* 7-2, 347-354.

Lefevere, André. 1984. That structure in the dialect of men interpreted. In: Shaffer, E.S. (ed). *Comparative Criticism: An annual Journal* 6. Cambridge: Cambridge University Press, 87-100.

Lefevere, André. 1992. *Translation. Rewriting and the Manipulation of Literary Fame*. London: Routledge.

Newmark, Peter. 1991. *About Translation*. Clevedon (U.K.): Multilingual Matters.

Nida, Eugene A. 1959. Principles of Translation as Exemplified by Bible Translating. In: Brower, Reuben (ed). *On Translation*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.

Nida, Eugene A. 1964. *Toward a Science of Translating: With Special Reference to Principles and Procedures Involved in Bible Translating*. Leiden: Brill.

Nida, Eugene A. & Taber, Charles R. 1982. *The Theory and Practice of Translation*. Leiden: Brill.

Nöth, Winfried. 2000². *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

Peirce, Charles Sanders. 1931-58. *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. (Band 1-6) Hartshorne, Charles & Weiss, Paul (eds.). Cambridge (Mass.): The Belknap Press of Harvard University Press. (Band 7-8) Burks, Arthur W. (ed). The Belknap Press of Harvard University Press. (Stecconi verweist auf diese Ausgabe. Im Text wird darauf durch CP, gefolgt von Band und Absatznummer, verwiesen).

Peirce, Charles Sanders. 1931-1966. *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Hartshorne, Charles & Weiss, Paul & Burks, Arthur W. (eds.). 8 Bände. Cambridge, (Mass.): Belknap Press of Harvard University Press. (Gorlée und Nöth verweisen auf diese Ausgabe. Im Text wird darauf durch CP, gefolgt von Band- und Absatznummer, verwiesen).

Peirce, Charles Sanders. 1977. *Semiotic and Significs: The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*. Charles S. Hardwick (ed.). Bloomington/London: Indiana University Press. (Im Text wird darauf durch PW, gefolgt von der Seitenzahl, verwiesen).

Peirce, Charles Sanders. 1979. *The New Elements of Mathematics by Charles S. Peirce*. Carolyn Eisele (ed.) 4 Bände. Den Haag/Paris: Mouton/Atlantic Highlands, NJ: Humanities Press. (Im Text wird darauf durch NEM, gefolgt von Bandnummer und Seitenzahl, verwiesen).

Peirce, Charles Sanders. 1982-1989. *Writings of Charles S. Peirce: A Chronological Edition*. Fisch, Max & Moore, Edward C. & Kloesel, Christian J.W. et alii (eds.). 4 Bände. Bloomington: Indiana University Press. Den Haag/Paris: Mouton/Atlantic Highlands, NJ: Humanities Press. (Im Text wird darauf durch W, gefolgt von Bandnummer und Seitenzahl, verwiesen).

Peirce, Charles Sanders. *Unpublished manuscripts*. Peirce Edition Project. Indianapolis: University-Purdue University. (Im Text wird darauf durch MS, gefolgt von Manuskriptnummer und Seitenzahl, verwiesen).

Pike, Kenneth L. 1967². *Language in relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior* (= Janua Linguarum, series maior 24). Den Haag/Paris: Mouton.

Popovič, Anton. 1975. *Dictionary for the Analysis of Literary Translation*. Edmonton, (Alta.): Department of Comparative Literature, University of Alberta.

Reiß, Katharina & Vermeer, Hans J. 1984. *Grundlegung einer allgemeinen Translations-theorie*. Tübingen: Niemeyer.

Rieser, Hannes. 1981. On the development of text grammar. In: Dorf­müller-Karpusa, Käthi & Petöfi, János (eds). *Text, Kontext, Interpretation. Einige Aspekte der texttheoretischen Forschung* (= Papiere zur Textlinguistik 35). Hamburg: Buske, 317-354.

Rorty, Richard. 1992. The Pragmatist's Progress. In: Eco, Umberto. *Interpretation and Overinterpretation*. Cambridge: Cambridge University Press. Mit Rorty Richard & Culler, Jonathan & Brooke Rose, Christine. (Collin Stefan ed.).

Rosenthal, Sandra B. 1983. Meaning and Habit: Some Implications. In: Freeman (ed).

Santaella, Lucia. 1995. *A teoria general dos signos*. São Paulo: Atica.

Savan, David. 1987-1988. *An Introduction to C.S. Peirce's Full System of Semeiotic* (= Monograph Series of the Toronto Semiotic Circle 1). Toronto: Victoria College of the University of Toronto.

Savan, David. 1983. Toward a refutation of semiotic idealism. In: *Recherches Semiotiques/Semiotic Inquiry* 3(1), 1-8.

Scherner, Maximilian. 1998. Text. In: Ritter, Joachim & Gründer, Karlfried (eds.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1038-1044.

Short, Thomas L. 1986. What they said in Amsterdam. Peirces semiotic today. In: *Semiotica* 60-1/2, 103-128.

Smith, John E. 1983. Community and Reality. In Freeman, Eugene (ed).

Stecconi, Ubaldo. 1991. Una retorica per la traduzione. In: *Koiné* 2, 127-139.

Stecconi, Ubaldo. 1994: Peirce's Semiotics for Translation. In: *Koiné* 4, 161-180.

Stecconi, Ubaldo. 2004. Five reasons why semiotics is good for Translation Studies. In: *Doubts and Directions in Translation Studies: selected contributions from the EST Congress, Lisbon 2004*. Gambier, Yves & Schlesinger, Miriam & Stolze, Radegundis (eds). Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Steiner, George. 1975. *After Babel: Aspects of Language and Translation*. Oxford/London: Oxford University Press.

Toury, Gideon. 1978. The nature and norms in literary translation. In: Holmes, James & Lambert, José & van den Broeck, Raymond (eds.) *Literature and Translation: New Perspectives in Literary Studies*. Leuven: Acco. P., 83-99.

Toury, Gideon. 1986. Translation: A cultural-semiotic perspective. In: Sebeok (gen. ed.). *Encyclopedic Dictionary of Semiotics* (Approaches to Semiotics 73). 3 Bände. Berlin: Mouton de Gruyter.

Toury, Gideon. 1995. *Descriptive Translation Studies and Beyond*. (=Benjamins Translation Library 4). Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Vater, Heinz. 2001³. *Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten*. München: Wilhelm Fink Verlag.

Wawrzyniak, Zdislaw. 1980. *Einführung in die Textwissenschaft*. Warschau: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.

Sonstige Quellen

Pape, Helmut. 2015. *Charles S. Peirce zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Peirce, Charles Sanders. 2000. *Semiotische Schriften*. Band I. 1865-1903. Übersetzung aus dem Englischen von Kloesel, Christian J. W. & Pape, Helmut (eds). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kurzfassung

Die Translationswissenschaft stellt die Translation von sprachlichen Nachrichten und damit sprachlichen Zeichen in den Mittelpunkt. In diesem Prozess sind vielfältige Kräfte am Wirken: unter anderem die Bedingungen für die Produktion des Ausgangstextes, der Ausgangstext und seine Interpretation durch den Rezipienten und Translator, der Transfer in eine andere Kultur bzw. ein anderes Zeichensystem durch den Translator, die Interpretation des Translats im Zeichensystem der Zielkultur, unterschiedliche Machtkonstellationen und damit Möglichkeiten der Manipulationen, die auf die Translations- und Interpretationsprozesse einwirken können.

Die Semiotik kann ein theoretisches Fundament für die Betrachtung dieser Prozesse bieten, denn sie untersucht, wie Nachrichten und damit Zeichen entstehen, übertragen und interpretiert werden. Die Zeichentheorie, die Peirce begründete, ist für diese Analyse aufgrund ihres Abstraktionsniveaus geeignet und daher soll in dieser Arbeit betrachtet werden, wie Translationsprozesse und die daran beteiligten Faktoren aus Sicht der peirceschen Semiotik bisher analysiert wurden.

Abstract

The translation of messages, i.e. complex verbal signs, is central to Translation Studies. A variety of factors influence this process: the conditions of production for the source text, the source text and its interpretation by the recipient and translator, the transfer from one culture, i.e. one signs system, to another, the interpretation of the translation within the system of the target culture, the constellations of power and its inherent possibilities of manipulation which can affect the processes of translation and interpretation.

Semiotics studies the production of signs, the way in which they are exchanged and interpreted and can therefore provide a theoretical basis for the analysis of these processes. Peircean semiotics is an abstract sign theory which can examine these questions and thus its application to translation and the factors involved shall be reviewed in this thesis.

Lebenslauf